



Leseprobe

Jonathan Eig

Ali

Ein Leben - Mit 35 Fotos

»Federleicht und akribisch recherchiert: Liest man dieses Buch, wird man Ali vielleicht nicht mehr so sehr bewundern. Aber man wird ihn lieben.« *Stern*

Bestellen Sie mit einem Klick für 32,00 €



Seiten: 704

Erscheinungstermin: 29. Mai 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Das schillernde Leben der Boxlegende ganz neu erzählt

Muhammad Ali – drei Mal unumstrittener Boxweltmeister – ist eine der schillerndsten Figuren des 20. Jahrhunderts, seine Geschichte verknüpft mit den großen politischen und kulturellen Konflikten seiner Zeit. Für viele ist er ein Symbol für den Kampf für Freiheit und gegen Unterdrückung. Dem Menschen hinter dieser Heldensaga sind wir jedoch nie nahe gekommen.

Der Bestsellerautor und Sportlerbiograph Jonathan Eig erzählt dieses außergewöhnliche Leben auf der Basis bisher unbekannter Quellen noch einmal neu. Der »echte Ali« war Pazifist und Boxer, Muslim und treuloser Ehemann, ein Schwarzer, der zum Symbol für den Kampf gegen Rassismus aufstieg, aber seinesgleichen demütigte – ein Leben voller Brüche und Widersprüche.

Mit Bildteil



Autor

Jonathan Eig

Jonathan Eig, geboren 1964, ist Journalist und Bestsellerautor. Er schreibt als Reporter für Sonderthemen für das *Wall Street Journal*, zuvor war er unter anderem für die *New York Times* und *Esquire* tätig, als Autor verfasste er Bücher über die Baseballstars Jackie Robinson und Lou Gehrig – für die *New York Times* eines der besten Sportbücher überhaupt – sowie über Al Capone und die Erfindung der Antibabypille. Für seine Biographie von

Jonathan Eig
ALI

Jonathan Eig

ALI

EIN
LEBEN

Aus dem amerikanischen Englisch
von Werner Roller

Deutsche Verlags-Anstalt

Für Lola

Inhalt

Vorwort	11
---------	----

ERSTER TEIL

1	Cassius Marcellus Clay	23
2	Das lauteste Kind	26
3	Das Fahrrad	39
4	»Himmlische Tage«	49
5	Der Prophet	65
6	»Ich bin jung, und mir ist alles egal«	75
7	Amerikas Held	82
8	Träumer	92
9	»Überschwang des 20. Jahrhunderts«	113
10	»Es ist Showbusiness«	124
11	Schwebe wie ein Schmetterling, stich wie eine Biene	143
12	Der hässliche Bär	161
13	»Was gibt's an den Muslims auszusetzen?«	166
14	Von Clay zu Ali	190
15	Die Wahl	204
16	»Mädchen, willst du meine Frau werden?«	211
17	Mord	220
18	Der »Phantom Punch«	230
19	Wahre Liebe	236

20	Ein heiliger Krieg	246
21	Kein Streit	256
22	»Wie heiÙe ich?«	267
23	»Gegen die Furien«	277

ZWEITER TEIL

24	Exil	287
25	Glaube	292
26	Märtyrer	304
27	Gesang und Tanz und Gebet	319
28	Das größte Buch aller Zeiten	329
29	Stand by me	333
30	Comeback	339
31	»Die Welt sieht dir zu«	352
32	Ein anderer Kämpfertyp	355
33	Der Fünf-Millionen-Dollar-Kampf	363
34	Ali gegen Frazier	368
35	Freiheit	378
36	Tricksereien	394

DRITTER TEIL

37	Ein Kampf bis zum Schluss	413
38	Herz der Finsternis	426
39	Boxerhimmel	436
40	»Ali Boma Yel«	447
41	Rumble in the Jungle	461
42	Aufsteiger	474
43	Impulse	487
44	Ali – Frazier III	500
45	Alt werden	508

46	»Sie lassen mich wohl nicht aufhören«	513
47	»Erinnern Sie sich an Muhammad Ali?«	525
48	Ins Wanken geraten	533
49	Kronprinz	538
50	Alt	544
51	Humpty Dumpty	555
52	Schwanengesang	574
53	Zu viele Schläge	584
54	»Er ist ein Mensch wie wir«	597
55	Eine Fackel	609
56	Der lange schwarze Cadillac	616
Nachwort		633
Dank		635
Literatur		639
Alis Profikämpfe		644
Anmerkungen		650
Rechtenachweis		687
Personenregister		688

Vorwort

Miami, 1964

Erste Runde. Der Herausforderer: Cassius Clay

Ein langer schwarzer Cadillac gleitet an vom Wind bewegten Palmen entlang und hält vor dem Surfside Community Center.¹ Die Nachmittagssonne spiegelt sich in den chromblitzenden Stoßstangen des Wagens. Cassius Clay steigt aus. Er trägt eine maßgeschneiderte Jeansjacke und schwenkt einen dandyhaften Gehstock.²

Er prüft, ob ihn irgendjemand bemerkt hat.

Noch nicht.

Er ruft: »Ich bin die größte Attraktion der Geschichte! Ich bin der König!«³

Clay ist groß, sieht verblüffend gut aus, und er hat ein unwiderstehliches Lächeln. Von ihm geht eine starke Kraft aus, er zieht die Menschen rasch in seinen Bann. Hupen ertönen. Auf der Collins Avenue halten die Autos an. Frauen lehnen sich aus Hotelfenstern und rufen seinen Namen. Männer in Shorts und junge Frauen in engen Hosen rotten sich zusammen, weil sie den prahlerischen Boxer sehen wollen, von dem sie schon so viel gehört haben.⁴

»Schwebe wie ein Schmetterling! Stich wie eine Biene!«, ruft er. »Kämpfe, junger Mann, kämpfe! Ahhhh!«⁵

Die Zuschauermenge wächst an, schließlich trifft der Polizeichef ein und versucht, Clay von der Straße wegzulotsen, zu einem Parkplatz, wo der Aufruhr vielleicht nicht ganz so groß ausfallen würde. Ein Pressefotograf nimmt Clay ins Visier, aber der lächelt jetzt nicht, sondern öffnet nur den Mund weit zu einem pantomimischen Schrei. Er deutet mit der Linken einen Jab an, den er nur wenige Zentimeter vor der Kamera abstoppt.

»Ich bin hübsch und bewege mich blitzschnell«, sagt er in seinem sanften Kentucky-Akzent. »Ich bin erst 22 und werde eine Million Dollar verdienen!«⁶

Zweite Runde. Der Champion: Sonny Liston

Sonny Listons Linke ist ein Rammbock, die Rechte ein Vorschlaghammer. *Bum! Bum! Bum! Bum!* Er drischt so hart auf den schweren Sandsack ein, dass die Wände wackeln und die Hände des Sportreporters hüpfen, während sie blumige Synonyme für »furchterregend« auf dem Notizblock festhalten.

Liston ist der härteste Boxer seit mehr als einer Generation, seine Fäuste haben einen Umfang von 38 Zentimetern, und sein Brustkorb sieht aus wie die Vorderfront eines M4-Sherman-Panzers. Er ist furchtlos und böartig. Kostprobe? Einmal legte er sich mit einem Polizisten an, schlug den Cop bewusstlos, griff sich dessen Pistole, hob den reglosen Körper vom Boden auf und legte ihn in einer Seitenstraße ab. Dann spazierte er lächelnd davon, mit der Polizistenmütze auf dem Kopf.

Liston besiegt seine Gegner nicht nur; er bricht sie, beschämt sie, lässt ihnen keine Ruhe, so dass sie noch in ihren Träumen versuchen, seinen Schlägen auszuweichen. Sonny Liston ist Amerikas Fluch. Er ist die schwarze Bedrohung, die weißen rassistischen Stereotypen entsprungen ist. Und das gefällt ihm so.

»Es muss Gute und Böse geben«, lautete sein Spruch, der den Lauf der Welt mit einem Cowboyfilm verglich. »Die Bösen sollen verlieren. Das werde ich ändern. Ich werde siegen.«⁷

Als Liston erfährt, dass der junge Mann, gegen den er demnächst um den Weltmeistertitel im Schwergewichtsboxen kämpfen wird, draußen vor dem Community Center, in dem er selbst trainiert, für Aufsehen sorgt, geht er hinaus. Er tritt ins Sonnenlicht, um den Unruhestifter zu stellen. Er wischt die ausgestreckten Hände der Fans beiseite und nähert sich Cassius Clay fast bis auf Schlagdistanz.⁸

Liston hält inne und lächelt.

»Clay ist nur ein kleiner Junge, der eine Abreibung braucht«, sagt er zu einem Reporter.⁹

Dritte Runde. Der Geistliche: Malcolm X

In einem beengten Hotelzimmer in der Nähe des John F. Kennedy Airports in New York erzählt der 38-jährige Malcolm X bis in die Nacht hinein einem Reporter seine Lebensgeschichte.¹⁰ Malcolm ist ein großer, sehr schlanker Mann mit ausgeprägten Backenknochen. Er trägt eine Hornbrille. Selbst wenn er lächelt, zeigt er einen ernsten Gesichtsausdruck.

Malcolm geht im Zimmer hin und her, während er diktiert, er setzt sich nur, um Notizen auf Servietten zu kritzeln. Mit der Niederschrift seiner Autobiografie kann er nicht bis ins hohe Alter warten. Erst vor Kurzem hat ihn die Nation of Islam suspendiert, wegen Ungehorsams gegenüber Elijah Muhammad, dem Führer der radikalen Gruppe, und Malcolm weiß noch nicht, ob er jemals in ihre Reihen zurückkehren wird. Elijah Muhammad hatte seine Geistlichen erst vor wenigen Monaten angewiesen, keine Kommentare zur Ermordung Präsident Kennedys abzugeben, aus Respekt vor einem Land, das in Trauer war, aber Malcolm hatte sich nicht zurückgehalten und stattdessen erklärt, der Mord sei eine natürliche Folge der von den Vereinigten Staaten in Vietnam, im Kongo und auf Kuba ausgeübten Gewalt. Malcolm hatte gesagt: »Ich komme selbst vom Land. Wenn die Hühner in den Stall zurückkehrten, war das kein Grund zur Trauer; im Gegenteil, es hat mir immer Freude bereitet.«¹¹ Es gibt noch andere Probleme, andere

Kräfte, die einen Keil zwischen Malcolm und seinen Lehrmeister treiben. Malcolm hat erfahren, dass Elijah mit jungen Frauen, die für die Nation of Islam arbeiteten, mehrere Kinder gezeugt hatte. Malcolm hat anderen Mitgliedern der Organisation vom enttäuschenden Verhalten ihres Führers erzählt. Elijah Muhammad ist inzwischen außer sich vor Zorn, und Gerüchte, nach denen er Malcolm X am liebsten tot sehen würde, sind bis nach New York gedrungen.

Malcolm X ist ein Überlebender. Er hat die Armut überlebt, das Gefängnis, Messerstechereien. Und er hat vor, auch diese Geschichte zu überleben.

Und hier beginnt er seinen Kampf ums Überleben: in einem Hotelzimmer in Flughafennähe, bei der Arbeit an seiner Autobiografie, weil Worte Macht verleihen. Und Malcolm wird es nicht zulassen, dass Elijah Muhammad oder J. Edgar Hoovers Federal Bureau of Investigation oder die von Weißen kontrollierten Nachrichtenmedien oder irgendjemand sonst ihn mit *ihren* Worten definieren. Er wird das mit seinen eigenen Worten tun, in seinem eigenen Bekenntnis, zu seinen eigenen Bedingungen. In Amerika bahnt sich eine große Revolution an. Die bis in diese Zeit vorherrschenden Beziehungen zwischen Schwarzen und Weißen stehen in der Kritik, und das mit einer Heftigkeit, wie man sie seit dem Bürgerkrieg nicht mehr erlebt hat. Schwarze Männer und Frauen lehnen sich auf und kämpfen um die Macht.

Malcolm verlässt das Hotel um zwei Uhr morgens, um nach Hause zu fahren, nach Queens.¹² Ein FBI-Agent beschattet ihn auf Schritt und Tritt. Noch am gleichen Tag gehen Malcolm, seine Frau und ihre drei Töchter gemeinsam an Bord eines Flugzeugs, um ihren ersten gemeinsamen Familienurlaub überhaupt anzutreten. Auch das gehört zu Malcolms Plan. Er möchte der ganzen Welt zeigen, dass er kein Bombenwerfender Irrer ist, sondern ein Familienvater, ein Ehemann, ein Diener Gottes, der glaubt, dass Amerika sich reformieren kann und muss.

Als das Flugzeug in Miami landet, steht ein Wagen bereit, um Malcolm und seine Familie zu ihrem ausschließlich Schwarzen vorbehaltenen Motel in Miami Beach zu bringen. Nach Angaben eines FBI-Informanten ist der Fahrer dieses Wagens Cassius Clay.¹³

Vierte Runde. Der Herausforderer: Cassius Clay

Clay brüllt, als wäre er von Dämonen besessen: »Du hast keine Chance, keine Chance, mich zu schlagen, und du weißt das!«¹⁴

Es ist der Morgen des Kampftages, und für die Boxer ist es Zeit, vor die Presse zu treten, ihre mächtigen Körper vorzuführen und zur Überprüfung ihres Gewichts auf die Waage zu steigen. Im Raum riecht es nach Zigarettenrauch, nach Körperausdünstungen und nach billigem Parfüm. Die Reporter haben noch nie einen Berufssportler zu sehen bekommen, der sich so unprofessionell benimmt. Einige von ihnen sagen, Clay habe den Verstand verloren, aus Angst vor Sonny Liston sei er übergeschnappt.

Alle in diesem Raum anwesenden Personen reden, aber Clay ist der Lauteste von allen.

»Keine Chance! Keine Chance!«, schreit er und ignoriert dabei die Offiziellen, die ihm eine Strafe androhen, wenn er nicht den Mund hält. Clay lässt sich, wie Malcolm X, von niemandem sagen, was er zu tun hat. Er wird sich über jede Wahrscheinlichkeit und die Erwartungen aller hinwegsetzen, die versuchen sollten, ihn zu kontrollieren oder auszu-beuten.

Clay weist auf Liston und sagt, er sei jetzt gleich zum Kampf gegen den Champion bereit, in diesem Augenblick, ohne Handschuhe, ohne Ringrichter, ohne zahlende Zuschauer, Mann gegen Mann. Sein Gesichtsausdruck zeigt nicht den geringsten Anflug von Humor. Er legt seinen weißen Frotteemantel ab und enthüllt dabei einen großen, schlanken, braunen Körper, die Bauch- und Brustmuskeln sind deutlich konturiert. Er macht Anstalten, sich auf Liston zu stürzen, aber einige seiner Begleiter packen zu und halten ihn zurück.

Vielleicht ist Clay gar nicht verrückt. Vielleicht weiß er instinktiv oder aufgrund der Erfahrungen eines Heranwachsenden mit einem handgreiflichen, gewalttätigen Vater, dass Angst zu zeigen das Schlechteste ist, was man tun kann, wenn man bedroht wird.

»Ich bin der *GRÖSSTE!*«, brüllt Clay. »Ich bin der *CHAMP!*«¹⁵

Fünfte Runde. Der Champion: Sonny Liston

Liston warnt seine Gegner vor seiner Schlagkraft, vor der kurz- und auch vor der langfristigen Wirkung. Er erklärt einem Reporter diese Gefahren, indem er die Knöchel einer enormen Hand in die Mulden zwischen den Knöcheln der anderen enormen Hand legt und doziert: »Siehst du, die verschiedenen Teile des Gehirns sitzen so in kleinen Bechern. Wenn du einen schlimmen Treffer kriegst, flutscht das Gehirn aus den Bechern – *plopp!* –, und du bist k. o. Dann geht das Gehirn wieder in die Becher zurück, und du kommst zu dir. Wenn das aber oft genug passiert, manchmal aber auch schon bei einem Mal, wenn der Schlag hart genug ist, geht das Gehirn nicht wieder richtig in die Becher zurück, und dann braucht man andere Leute, die einem durchs Leben helfen.«¹⁶

Clay werde vielleicht eine oder zwei Runden lang davonlaufen, aber, so verspricht Liston, früher oder später werde er seinen jungen Gegner erwischen, und dann werde er ihn so hart treffen, dass sein Gehirn sich aus der Verankerung löst.

Sechste Runde. Im Ring

Grauer Rauch hängt unter den strahlend hellen Ringscheinwerfern und trübt das gesamte Sichtfeld ein. Die Reporter greifen in die Tasten ihrer Reiseschreibmaschinen und wischen sich Zigarettenasche von den Krawatten. Unter den Männern des Pressekorps gilt es als ausgemacht, wer heute Abend gewinnen wird. Die Frage – nach Ansicht der meisten: die einzige Frage – ist nur, ob Cassius Clay den Ring bewusstlos oder tot verlassen wird.

Diese Veranstaltung ist mehr als nur ein Boxkampf, und zumindest ein kleiner Teil des Publikums im Miami Beach Convention Center ist sich dessen bewusst. Diese Menschen spüren, dass sich unter der ruhigen Oberfläche des amerikanischen Alltagslebens brutale romantische Kräfte aufbauen und dass Cassius Clay ein Botschafter der anstehenden Veränderungen ist, ein Radikaler unter dem Deckmantel eines traditionellen

amerikanischen Sportlers. »Er hält sie zum Narren«, sagt Malcolm X vor dem Kampf über Clay. »Man vergisst, dass ein Clown zwar niemals einen Weisen imitiert, der Weise aber den Clown imitieren kann.«¹⁷

Malcolm, der von der ersten Reihe am Ring aus zu den Scheinwerfern hochschaut, sitzt dort mit dem Sänger Sam Cooke und dem Boxer Sugar Ray Robinson. Es geht das Gerücht um, dass Malcolm vorhabe, Cassius Clay für die Black Muslims zu gewinnen.

Auch der ehemalige Schwergewichtsweltmeister Joe Louis sitzt am Ring, er spricht in ein Mikrofon und schildert das Geschehen in der Halle für die Fans, die sich in Kinosälen im ganzen Land darauf einstimmen, die Schwarz-Weiß-Übertragung des Kampfes auf der Leinwand mitzuverfolgen. Louis, den man in seiner aktiven Zeit den »Braunen Bomber« genannt hatte, war der bedeutendste Schwergewichtler seiner Generation, ein Schwarzer, der sich durch seinen Militärdienst im Zweiten Weltkrieg, durch den Sieg über Max Schmeling im Jahr 1938 und durch sein bescheidenes Auftreten auch die Bewunderung der weißen Amerikaner erworben hatte: Er hatte akzeptiert, dass auch ein schwarzer Champion sich niemals so aufführen sollte, als wäre er einem ganz gewöhnlichen weißen Mann gleichgestellt.

Clay steigt in den Ring und legt seinen Mantel ab, unter dem er weiße Satinshorts mit roten Streifen trägt. Er tanzt auf langen, schlanken Beinen und schlägt Jabs in die Luft, um locker zu bleiben. Liston lässt Clay warten, durchquert dann gemächlich und schweigend die Arena und steigt in den Ring.

Die Männer wechseln grimmige Blicke.

Der Gong ertönt.

»Das war das einzige Mal, dass ich je im Ring Angst hatte«,¹⁸ sollte Clay Jahre später sagen, nachdem er den Schwergewichtstitel dreimal gewonnen und wieder verloren hatte; nachdem er seine Mitgliedschaft in der Nation of Islam bekanntgegeben und den Namen Muhammad Ali angenommen hatte; nachdem er zu einem der am häufigsten geschmähten und dann, postwendend, zu einem der meistgeliebten Männer Amerikas geworden war; nachdem er so viele Rollen eingenommen hatte, vom

Kriegsdienstverweigerer bis zum amerikanischen Helden; nachdem er sich als einer der größten Schwergewichtsboxer aller Zeiten erwiesen hatte, als Kämpfer, der auf einzigartige Weise Tempo, Kraft und Stehvermögen verkörperte und eine außergewöhnliche Fähigkeit zeigte, die ihn Schläge einstecken und auf den Beinen bleiben ließ; nachdem er der berühmteste Mensch weltweit geworden war, »der personifizierte Geist des zwanzigsten Jahrhunderts«,¹⁹ wie ein Schriftsteller ihn nannte; nachdem seine Parkinson-Erkrankung und rund 200 000 Kopf- und Körperstreifer²⁰ ihm all die Eigenschaften genommen hatten, die ihn zu einer so erstaunlichen Persönlichkeit machten: die Schnelligkeit, die Stärke, den Charme, die Arroganz, die Wortspiele, die natürliche Männlichkeit und das jugenhafte Augenzwinkern, mit dem er durchblicken ließ, dass er einfach geliebt werden wollte, ganz gleich, wie unerhört er sich benahm.

Cassius Clays Ruhm wird andauern, über die Zeit der Bürgerrechtsbewegung, des Kalten Kriegs, des Vietnamkriegs, über die Terroranschläge vom 11. September 2001 hinaus bis weit ins 21. Jahrhundert hinein. Er sollte noch selbst erleben, wie das Haus in Louisville, in dem er aufwuchs, zu einem Museum umgestaltet und in einem anderen Teil seiner Heimatstadt ein noch größeres Museum eigens errichtet wurde, um sein Vermächtnis zu ehren. Sein Lebensweg wird Millionen von Menschen inspirieren, auch wenn das Spektrum der Reaktionen von tiefer Bewunderung auf der einen bis zu heftiger Ablehnung auf der anderen Seite reicht.

Clay wird einen großen Teil seines Lebens in den Wirren einer sozialen Revolution verbringen, einer Revolution, die er selbst mit vorantreiben wird, bei der die schwarzen Amerikaner die weißen Amerikaner zwingen, die Bestimmungen des Bürgerrechts neu zu formulieren. Clay wird zu Ruhm kommen, weil die Medien eine größere, internationale Reichweite entwickeln. Die Menschen werden Lieder singen, Gedichte schreiben, Filme und Theaterstücke produzieren, die sich mit ihm beschäftigen, sie werden seine Lebensgeschichte mit einer seltsamen Mischung aus Wahrheit und Fiktion erzählen, nicht als getreues Spiegelbild der komplexen und sehnsüchtigen Seele, die sich in Sichtweite zu verbergen schien. Sein Hunger nach Zuneigung wird sich als unersätt-

lich erweisen, er wird Beziehungen zu zahllosen Frauen unterhalten und dabei vier Ehen schließen. Er wird so viel Geld verdienen, wie es früher nur Ölbaronen und Immobilientycoons vorbehalten war, und sein außergewöhnlicher Reichtum und seine Neigung, den Menschen zu vertrauen, wird ihn zu einem leichten Ziel für Betrüger machen. Er wird seinen Lebensunterhalt verdienen, indem er seine Gegner zunächst erbarmungslos verhöhnt, bevor er sie blutig schlägt, doch er wird sich zu einem weltweit beständigen Symbol der Toleranz, der Wohltätigkeit und des Pazifismus entwickeln.

»Ich bin Amerika«, wird Clay stolz erklären. »Ich bin der Teil, den ihr nicht anerkennen wollt. Aber gewöhnt euch an mich. Schwarz, selbstbewusst, vorlaut; man hört meinen Namen, nicht eure; meine Religion, nicht eure; meine Ziele, meine Leute; gewöhnt euch an mich.«

Seine außergewöhnliche boxerische Begabung wird seine Bedeutung festigen und die vielen Widersprüche in seinem Leben erst ermöglichen. Doch das wird die bitterste Ironie in einem Leben voller Widersprüche sein: Seine große Begabung wird auch seinen Sturz auslösen.

In den ersten Sekunden des Kampfes schlägt Liston wuchtige Schwinger, links wie rechts, er strebt einen der schnellen K.-o.-Siege an, an die er sich inzwischen gewöhnt hat, auf die er angewiesen ist. Clay weicht aus, duckt sich und biegt den Oberkörper nach hinten, als ob er ein Rückgrat aus Gummi hätte. Liston stapft in die Offensive, drängt Clay in die Seile. Aber in dem Augenblick, in dem sich Listons Augen weiten, in Vorwegnahme des entscheidenden Schlags, weicht Clay seitwärts aus, und ein linker Haken Listons geht ins Leere, schlägt nur ein Luftloch.

Clay tanzt im Kreis herum, schnell und leicht wie ein Kolibri, und dann, urplötzlich, feuert er einen linken Jab auf Listons Gesicht ab. Er trifft. Tausende von Stimmen schreien im Chor. Liston lässt eine weitere gewaltige Rechte los, aber Clay bückt sich, gleitet nach links weg, weicht dem Schlag vollständig aus. Er richtet sich wieder auf, schlägt noch einen Jab, der ins Ziel findet, und noch einen.

In dieser Auftaktrunde ist keine Minute mehr zu boxen, als Clay eine harte Rechte schlägt, die krachend an Listons Kopf landet. Clay tänzelt,

und dann steht er einen kurzen Augenblick lang fest auf beiden Beinen und feuert eine blitzschnelle Schlagserie ab, rechts-links-rechts-links-links-rechts. Jeder Schlag sitzt.

Plötzlich ist alles anders.

Die Menge tobt. Liston duckt sich, geht in Deckung.

Clay zeigt jetzt, was er schon die ganze Zeit gewusst hat: Das, was er tun kann, ist wichtiger als das, was er sagt.

Und was Clay tun kann, ist kämpfen.

ERSTER TEIL

1

Cassius Marcellus Clay

Sein Urgroßvater war ein Sklave. Sein Großvater war ein verurteilter Mörder, der einen Mann wegen eines Vierteldollars ins Herz schoss.²¹ Sein Vater war ein Trinker, ein Kneipenschläger,²² ein Schürzenjäger und ein Mann, der seine Frau verprügelte und seinen ältesten Sohn einmal betrunken mit einem Messer verletzte.²³ Das sind die Wurzeln von Muhammad Ali, der nach seiner Geburt den Namen Cassius Marcellus Clay junior erhielt, den er selbst später als Sklavennamen bezeichnete.

John Henry Clay, der Urgroßvater von Muhammad Ali, wurde von seinem Besitzer und von der Regierung der Vereinigten Staaten als persönliches Eigentum betrachtet. Er war groß, kräftig und gutaussehend.²⁴ Seine Haut war kaffeebraun. Er hatte einen mächtigen Brustkorb, breite Schultern, hohe Wangenknochen und warme, ausdrucksstarke Augen. Er gehörte zur Familie von Henry Clay, US-Senator aus Kentucky, einem der hitzköpfigsten und umstrittensten Politiker seiner Zeit, einem Mann, der die Sklaverei als nationale Schande und als Abscheulichkeit bezeichnete, die die Seelen von Herren und Sklaven verderbe, als ein »großes Übel« und »dunkelsten Fleck auf der Karte unseres Landes«.²⁵

Senator Clay gründete die American Colonization Society mit dem Ziel, Amerikas Sklaven nach Afrika zurückzubringen. Doch er und die meisten in Kentucky ansässigen Mitglieder seiner Familie hielten weiterhin an ihrem Besitzrecht über Dutzende von Männern, Frauen und Kindern afrikanischer Herkunft fest.²⁶

Henry Clay junior, der Sohn des Senators, machte sich 1846 auf den Weg nach Mexiko, um dort im Mexikanisch-Amerikanischen Krieg zu kämpfen, und nahm einen jungen Sklaven namens John auf diese Reise mit. Nach Angaben von Familienmitgliedern Muhammad Alis war dieser Sklave John Henry Clay, Alis Urgroßvater.²⁷ Muhammad Alis Nachkommen behaupten außerdem, John Henry Clay sei ein unehelicher Sohn von Henry Clay oder Henry Clay jr. gewesen. Betrachtet man Fotografien des weißen Henry Clay senior und des schwarzen John Henry Clay, kann man durchaus den Eindruck einer Ähnlichkeit gewinnen, aber bis heute hat es noch keinen Versuch gegeben, die mögliche Verwandtschaft durch einen DNA-Test zu überprüfen. Eheschließungen, Geburten und Todesfälle unter Sklaven wurden nur selten sorgfältig dokumentiert. Noch seltener kam es vor, dass ein weißer Mann ein mit einer Sklavin gezeugtes Kind als eigenen Nachwuchs anerkannte, zumal viele dieser Kinder in Folge einer Vergewaltigung geboren wurden.

Es ist nicht genau bekannt, wann John Henry Clay freigelassen wurde, doch der US-Zensus von 1870 weist John Clay als verheirateten Mann aus, als Arbeiter, Vater von vier Kindern und Eigentümer einer Immobilie, deren Wert mit 2500 Dollar angegeben wurde. Die Familie von John Clay und seiner Frau Sallie sollte schließlich auf neun Kinder anwachsen, und eines davon war Herman Heaton Clay, Muhammad Alis 1876 in Louisville geborener Großvater.

Herman Heaton Clay verließ die Schule nach der 3. Klasse.²⁸ Er wuchs zu einem gutaussehenden, kräftigen und großen Mann heran²⁹ und heiratete 1898 eine Frau namens Priscilla Nather. Sie hatten einen kleinen Sohn, aber die Ehe hielt nicht lange.³⁰ Herman Clay nahm am 4. November 1900 in Louisville während eines in einer Seitenstraße ausgetragenen Würfelspiels einem Mann einen Vierteldollar ab und weigerte sich, die Münze zurückzugeben.³¹ Herman und sein Bruder Cassius standen an der Ecke der 16. und der Harney Street neben einem Telefonmast, als Charles Dickey auftauchte, ein Freund des Mannes, dem der Vierteldollar entwendet worden war. Er hatte einen Spazierstock mit einem massiven Handgriff bei sich und kam auf die Clay-Brüder zu. Herman Clay

besaß eine Pistole. Cassius hielt ein Messer in der Hand, und zwar so, dass Dickey das auch sah.

Dickey fragte, warum Cassius ein Messer bei sich habe.

»Ich hatte das Messer schon, bevor du hier aufgetaucht bist«, sagte Hermans Bruder.³²

»Du wirst doch etwas damit vorgehabt haben ...«, erwiderte Dickey.

Nach den Zeugenaussagen wurden keine weiteren Worte mehr gewechselt. Herman Clay wandte sich um, zog seinen 38er-Revolver und feuerte einen Schuss ab, der Dickey ins Herz traf.

Herman flüchtete vom Tatort, wurde aber bald darauf gefasst. Er wurde wegen Mordes zu einer lebenslangen Haftstrafe verurteilt. Kurz nach seiner Verurteilung wurden er und Priscilla geschieden.³³ Nach sechsjähriger Haftzeit im Staatsgefängnis in Frankfort, Kentucky, kam Clay auf Bewährung frei.³⁴ Drei Jahre später, am 30. Dezember 1909, heiratete er Edith Greathouse.³⁵ Das Ehepaar bekam zwölf Kinder. Everett Clay, ihr Ältester, landete im Gefängnis, weil er seine Frau mit einem Rasiermesser getötet hatte, und starb hinter Gittern.³⁶ Das zweite Kind, Cassius Marcellus Clay, geboren am 11. November 1912, wurde der Vater von Muhammad Ali.

Die Sklaverei war für die schwarze Familie Clay im 20. Jahrhundert kein abstrakter Begriff. Sie war mit bestimmten Personen verbunden, sie hatte eine konkrete Geschichte. Cassius Marcellus Clay senior erbt seinen Namen von zwei Menschen, einer von ihnen war schwarz, der andere weiß. Der schwarze Cassius Clay war sein Onkel, der neben seinem Bruder Herman stand, als dieser einen Mann erschoss. Der weiße Cassius Clay war der 1810 geborene Cousin von Senator Henry Clay. Der weiße Cassius Clay war ein Rechtsanwalt, Soldat, Verleger, Politiker und ein Kritiker der Sklaverei. »Für jene, welche die Gesetze Gottes achten, habe ich dieses Argument«,³⁷ sagte er einmal und legte dabei eine in Leder gebundene Bibel vor sich hin. »Für jene, welche an die Gesetze der Menschen glauben, habe ich dieses Argument.« Dazu hatte er ein Exemplar der Verfassung des Bundesstaates parat. »Und für jene, welche weder an die Gesetze Gottes noch des Menschen glauben, habe ich

dieses Argument.« Und dazu legte er ein Bowiemesser und zwei Pistolen auf den Tisch. Clay wurde einmal während einer Debatte, die er mit einem die Sklaverei verteidigenden Kandidaten für das Gouverneursamt führte, durch einen Messerstich in die Brust verletzt, aber er überlebte die Attacke, griff zu seinem eigenen Messer und stach auf den Angreifer ein.

Der weiße Cassius Clay hielt die Sklaverei für moralisch verwerflich und forderte die allmähliche Freilassung sämtlicher Sklaven. Er selbst ließ zwar nicht alle Sklaven frei, die auf seinem Anwesen lebten, aber seine öffentlich geäußerten Ansichten machten ihn für viele schwarze Menschen zu einem Helden. Sein Ruf war jedenfalls gut genug, um den ehemaligen Sklaven John Henry Clay dazu zu veranlassen, einem seiner Söhne den Namen Cassius zu geben; Herman Heaton Clay, geboren ein Jahrzehnt nach der Abschaffung der Sklaverei, sollte es genauso halten; und Cassius Marcellus Clay, geboren 1912, sollte diesen Namen seinerseits an seinen 1942 geborenen Sohn weitergeben.

2

Das lauteste Kind

Muhammad Alis Vater kämpfte nur, wenn er betrunken war.

Cassius Marcellus Clay senior war ein bekannter Mann und bei seinen Nachbarn im ausschließlich von Schwarzen bewohnten West End von Louisville nicht besonders angesehen. Cash, wie er allgemein genannt wurde, ging nach der 8. Klasse von der Schule ab. Er verdiente sich seinen bescheidenen Lebensunterhalt als Schildermaler.

In einem Alter, in dem die meisten Männer sesshaft wurden und eine Familie gründeten, trug Cash blitzblanke weiße Schuhe und enge Hosen und verbrachte die Nächte in verrauchten Jazzklubs und Kneipen im West End oder im benachbarten Little Africa. Er war knapp über 1,80 Meter groß, kräftig, dunkelhäutig und trug ein Menjou-Bärt-

chen. Die Frauen im West End nannten ihn, nur halb im Scherz, »Dark Gable«. ³⁸ Cash Clay prahlte mit seinem Aussehen, seinem kräftigen Körper, dem eindrucksvollen Vibrato seiner Singstimme ³⁹ und den wunderschönen Werbetafeln und Schildern, die er für Geschäfte am Ort malte, die in den meisten Fällen von Schwarzen betrieben wurden.

Es sprach einiges für einen schwarzen Mann im Süden, wenn er einen selbstständigen Weg einschlug und dabei auf seiner eigenen Hände Arbeit und sein eigenes Talent setzte, ohne sich um die Genehmigung oder Billigung eines weißen Mannes zu bemühen. Cash war alles andere als berühmt und schon gar nicht reich oder wohlhabend, aber diese gemalten Schilder verschafften ihm Unabhängigkeit und einen gewissen Grad an öffentlicher Anerkennung, die er liebte.

Cash beharrte darauf, dass es nicht ein Mangel an Begabung oder Ausbildung gewesen sei, der ihm eine Laufbahn als ernstzunehmender Künstler und dem damit verbundenen Ruhm und Reichtum versagte; es sei das Jim-Crow-Amerika gewesen, das ihn kleingehalten habe, sagte er und spielte damit auf die sogenannten Jim-Crow-Gesetze an, mit denen im Süden der Vereinigten Staaten die sogenannte Rassentrennung durchgesetzt wurde.

In nüchternem Zustand war Cash ein höchst unterhaltsamer Mensch, der gern lauthals lachte oder ein paar Strophen von Nat King Cole zum Besten gab. Wenn er trank – er hatte eine »große Vorliebe für Gin« ⁴⁰ –, wurde er laut, unausstehlich rechthaberisch und häufig auch gewalttätig. »Er konnte keiner Fliege etwas zu Leide tun«, sagte einer seiner Freunde, »aber sobald er zu viel getrunken hatte, legte er sich mit jedem an.« ⁴¹

Clay wurde nie innerlich sesshaft – er trank sein Leben lang und war hinter den Frauen her –, aber eines Tages heiratete er dennoch. Odessa Lee Grady war hellhäutig, rundlich, kicherte gern und besuchte noch die Central High School in Louisville. Sie war die Enkelin von Tom Morehead, einem hellhäutigen Schwarzen, der im Bürgerkrieg für die Union gekämpft hatte und dabei innerhalb eines Dienstjahres vom einfachen Soldaten zum Sergeant aufgestiegen war. Morehead war der Sohn eines weißen Mannes aus Kentucky, der eine Sklavin namens Dinah geheiratet hatte. Auch Odessas anderer Großvater könnte ein Weißer gewesen

sein – ein irischer Einwanderer namens Abe Grady –, aber die Belege hierfür sind unzuverlässig.

Odessa wusste möglicherweise nicht um Cash Clays Ruf. Sie war Kirchgängerin und eine fleißige Schülerin und nicht der Typ junge Frau, der sich in Nachtclubs und Kneipen herumtrieb. Mit ihrer konsequenten Arbeitsmoral und ihrem heiteren Gemüt fand sie viele Bewunderer. Sie wuchs in Earlington auf, einer Kleinstadt im Westen Kentuckys. Als Odessas Vater, ein Kohlekumpel, die Familie verließ, schickte man das Mädchen nach Louisville, wo eine ihrer Tanten sie in ihren Haushalt aufnahm. Nach Schulschluss arbeitete Odessa als Köchin für weiße Familien, um sich das Geld für ihre Kleidung selbst zu verdienen. Niemand hatte sie jemals über ihre Lebensumstände klagen hören. Und dennoch, für ein junges Mädchen, das in der großen Stadt lebte, getrennt von Mutter und Vater und inmitten der Wirren der Weltwirtschaftskrise, muss eine frühe Heirat mit einem gutaussehenden, selbstbewussten älteren Mann, der ein ordentliches Einkommen hatte, eine verlockende Sache gewesen sein. Als Odessa schwanger wurde, war eine Heirat wohl unumgänglich.

Odessa und Cash lernten sich möglicherweise bereits 1933 oder 1934 kennen, wenn man bedenkt, dass Odessa nach ihrer eigenen Erinnerung bei der ersten Begegnung 16 Jahre alt war, heirateten aber erst 1941. Die Hochzeit fand am 25. Juni in St. Louis statt, Odessa war bereits im dritten Monat.⁴² Am 17. Januar 1942 gebar sie ihren ersten Sohn. Das knapp sechs Pfund schwere Baby kam deutlich nach dem errechneten Geburtstermin im Louisville City Hospital zur Welt.⁴³ Odessa berichtete, sie habe schmerzhaft, nicht enden wollende Wehen durchgemacht, die erst zu Ende gingen, als ein Arzt zur Geburtszange griff, damit den großen Kopf des Babys umfasste und das Kind aus dem Mutterleib zog. Die Zange hinterließ auf der rechten Wange des Jungen eine kleine rechteckige Narbe, die ein Leben lang sichtbar bleiben sollte.⁴⁴

Cash favorisierte den Namen Rudolph – nach dem Hollywood-Schauspieler Rudolph Valentino –, aber Odessa bestand darauf, dass der Junge den Namen des Vaters erhalten sollte, den »schönsten Männernamen, den ich jemals gehört hatte«,⁴⁵ wie sie sagte, einen Namen, der sowohl mit der Geschichte der Nation als auch mit der qualvollen Familienge-

schichte verbunden war, und so nannten sie ihren Erstgeborenen Cassius Marcellus Clay junior. In der amtlichen Geburtsurkunde wurde der Name falsch geschrieben, dort hieß das Kind »Cassuis«, aber den Eltern fiel das entweder gar nicht auf, oder es war ihnen nicht so wichtig, dass sie auf einer Korrektur des Schreibfehlers bestanden hätten.

Cash und Odessa bewohnten in der West Oak Street Nr. 1121⁴⁶ – einen Häuserblock von Odessas vorherigem Wohnort entfernt – ein Apartment, für das sie eine monatliche Miete von vermutlich sechs oder sieben Dollar zahlten.⁴⁷ Auf der Geburtsurkunde des Babys war vermerkt, dass Cash Clay für die Firma Southern Bell Telephone and Telegraph arbeitete, was den Schluss zulässt, dass er ernsthaft genug über die Gründung einer Familie nachdachte, um sich, zum ersten und letzten Mal in seinem Leben, um ein festes Einkommen zu bemühen.

Cassius jr. war das lauteste Kind im ganzen Krankenhaus, berichtete seine Mutter Jahre später einem Journalisten: »Cassius brüllte so viel, dass er alle anderen Babys in der Abteilung damit ansteckte. Wenn sie schön ruhig schliefen, fing Cassius zu kreischen an. Und bald kreischten alle Babys im Saal mit.«⁴⁸

Keine zwei Jahre nach der Geburt von Cassius junior bekamen Odessa und Cassius senior einen zweiten Sohn. Diesmal setzte sich Cash durch, und sie nannten das Baby Rudolph Arnett Clay. Die Familie Clay kaufte in der Grand Avenue Nr. 3302 in Louisvilles West End ein winziges Häuschen mit zwei Zimmern, einem Bad und einer Gesamtfläche von gerade einmal 75 Quadratmetern. Cash strich das Haus ganz in Rosa, Odessas Lieblingsfarbe. Er legte auch einen Goldfischteich und einen Gemüsegarten an. Später errichtete er auf der Rückseite des Häuschens noch einen kleinen Anbau, so dass die beiden Jungen mehr Platz zum Spielen hatten. Cassius jr. und der kleine Rudy teilten sich ein Kinderzimmer, das etwa dreieinhalb mal sechs Meter maß, das Tapetenmuster bestand aus weißen und roten Rosen.⁴⁹

Ihre Unterkunft war bescheiden, und den größten Teil ihrer Kleidung erhielten sie von der Wohlfahrt, einschließlich der Schuhe, wobei Cash »es vorzüglich verstand, aus Pappkarton Einlegesohlen zu machen.«⁵⁰ Auf

jeden Fall gingen die Clay-Brüder niemals ausgezehrt oder hungrig zur Schule. Da Cash ein großes Sortiment an Farbdosen und Pinseln unterhielt, roch das ganze Häuschen nach Farbe.⁵¹ Aber Odessa überlagerte mit ihren Kochkünsten und den damit verbundenen feinen Gerüchen oft den Dunst der Farbe. Odessa kochte Chili. Auch Brathähnchen mit grünen Bohnen und Kartoffeln stand auf ihrem Speisezettel. Sie mischte Kohl mit Karotten und Zwiebeln und dünstete alles in Öl, bis der Geruch das ganze Haus erfüllte und über die Fenster in den Hof abzog, so dass die Jungen ihn dort wahrnehmen konnten.⁵² Sie buk Schokoladenkuchen und kochte Bananenpudding.

Einige Straßen im West End waren nur grob gepflastert, und einige der Behausungen in der unmittelbaren Umgebung der Familie Clay waren nicht mehr als Hütten. Dennoch war das West End ein viel besseres Wohnviertel als das benachbarte Little Africa, wo es über die Mitte des 20. Jahrhunderts hinaus immer noch Außentoiletten und unbefestigte Straßen gab. Die meisten Nachbarn der Clays verfügten in den Vierzigerjahren über ein gutes, festes Einkommen: Sie waren Klempner, Lehrer, Chauffeure, Eisenbahnschaffner, Automechaniker und Ladenbesitzer.

Schwarze Kinder aus dem West End warnte man davor, sich in ärmere, gefährlichere schwarze Viertel wie Little Africa oder Smoketown vorzuwagen. Dass sie die Viertel der Weißen zu meiden hatten, musste man ihnen nicht eigens beibringen. Das West End bot dagegen ein Gefühl der Sicherheit. »Wir hatten keine schwierige Kindheit«, erinnerte sich Alice Kean Houston, die in unmittelbarer Nachbarschaft der Clays aufwuchs, nur zwei Häuser weiter. »Bei uns gab es Geschäfte und Banken und Kinos. Erst als wir dieses Umfeld hinter uns ließen, erkannten wir, dass die Welt tatsächlich ganz anders aussah.«⁵³

Odessa Clay erinnerte sich an die Kindheit ihres ersten Sohnes in einer Biografie, die sie mit Füller in einem linierten Notizbuch in schöner Schrift und mit zahlreichen Fehlern niederschrieb. Sie verfasste diese Biografie bereits 1966 auf die Bitte eines Journalisten hin. »Cassius junior führte meiner Ansicht nach im Vergleich zu anderen Kindern ein ungewöhnliches Leben, und er ist heute noch ungewöhnlich«, schrieb Odessa.⁵⁴ »Schon als Baby blieb er nie sitzen. Wenn ich ihn in seinem

Kinderwagen spazieren fuhr, stand er immer auf und wollte alles sehen. Er versuchte schon sehr früh zu sprechen. Und er strengte sich so sehr an, dass er bereits mit zehn Monaten seine ersten eigenen Schritte machte. Als er ein Jahr alt war, gefiel es ihm, wenn ihn jemand in den Schlaf schaukelte, ansonsten saß er auf einem Stuhl und schlug den Kopf immer wieder gegen die Lehne, bis er einschlief. Er holte alle Töpfe und Pfannen aus dem Küchenschrank und klopfte darauf herum. Er konnte auf allem herumklopfen und fand dabei einen Rhythmus. Schon als ganz kleines Kind ging er auf Zehenspitzen, deshalb hat er so gut entwickelte Fußgewölbe und ist so flink auf den Beinen.«

Cassius liebte im Babyalter sein Essen, hasste es aber, wenn er gefüttert wurde. Er bestand darauf, sein Essen selbst in die Hand zu nehmen, und je mehr er dabei kleckerte, desto besser gefiel ihm das. Er hatte einen mächtigen Appetit und wurde groß und stark und unendlich verspielt. Er rannte lieber, anstatt zu gehen, und hatte es, wie Odessa das ausdrückte, immer so eilig, dass er einmal die Windpocken und die Masern zur gleichen Zeit bekam.

Cassius sehnte sich nach Abenteuern. Er krabbelte in die Waschmaschine, kletterte ins Spülbecken und scheuchte die Hühner im Hof herum. Im Alter von einem oder zwei Jahren landete er seinen ersten harten Schlag, mit dem er versehentlich seine Mutter auf den Mund traf und ihr einen Zahn lockerte, den der Zahnarzt später ziehen sollte. Im Alter von drei Jahren war Cassius bereits zu groß für sein Kinderbettchen. Busfahrer verlangten von Odessa regelmäßig, dass sie eine Fahrkarte auch für dieses Kind löste, weil sie den erst Drei- oder Vierjährigen, der immer noch umsonst mitfahren durfte, auf mindestens fünf oder sechs Jahre schätzten. Odessa war nicht der Typ, der Autoritäten widersprach, und löste ohne Widerworte eine Kinderfahrkarte.

Odessa wusste von Anfang an, dass ihre beiden Buben frühreif und altklug waren – bei Cassius war das besonders ausgeprägt –, sich aus Vorschriften nicht viel machten und Strafen nicht fürchteten. Die Aufsässigkeit und Großspurigkeit hatte Cassius von seinem Vater, seine Warmherzigkeit und Großzügigkeit verdankte er dagegen seiner Mutter. Wenn Rudy in Schwierigkeiten geriet, ließ Cassius seine Eltern wissen, dass

Rudy *sein* Baby sei, und niemand dürfe *sein* Baby schlagen. Dabei packte er Rudy am Arm und bugsierte seinen kleinen Bruder in ihr gemeinsames Kinderzimmer.

Mit sieben oder acht Jahren war Cassius bereits der Anführer einer äußerst umtriebigen Bande von Jungs. Wenn Odessa durch die Fliegergittertür schaute, sah sie dort ihren ältesten Sohn auf der betonierten Veranda stehen. Er erinnerte sie an einen Politiker auf einem Podium, der seinen jugendlichen Anhängern verkündete, welche Pläne er für sie entwickelt hatte. Und Rudy Clay wurde, sobald er alt genug war, um mithalten zu können, zum Schatten und Hauptkonkurrenten seines Bruders. »Wir waren wie Zwillinge«, erinnerte sich Rudy viele Jahre später.⁵⁵ Cassius stellte sich gern in die nur knapp zwei Meter breite Lücke zwischen ihrem eigenen und dem Nachbarhaus und ließ sich von Rudy mit Steinen bewerfen. Rudy warf so kräftig, wie er nur konnte, während sein älterer Bruder blitzschnell auswich, er sprang hoch, bückte sich oder machte ein, zwei schnelle Schritte. Die Jungen spielten Murmeln, Jacks und Verstecken, und Cassius ließ seinen jüngeren Bruder so gut wie nie gewinnen.⁵⁶ Beim Cowboy-und-Indianer-Spiel war Cassius immer der Cowboy.

Die beiden Brüder wurden geneckt und gehänselt, und das nicht nur, weil sie laut waren und Aufmerksamkeit auf sich zogen, sondern auch wegen ihrer ungewöhnlich großen Köpfe.⁵⁷ »Mein lieber Mann, diese Kinder hatten wirklich große Köpfe, das kann ich Ihnen sagen«, erinnerte sich ihre Tante Mary. »Wenn sie an der Bordsteinkante saßen und Murmeln oder irgendein anderes Straßenspiel spielten, schlichen sich gerne ein oder zwei andere Kinder von hinten an sie heran und knallten ihre Köpfe zusammen, *rums!* Dann machten sich die Übeltäter schnell davon, mit Rudy und Cassius auf den Fersen.«

Kindheitsfreunden, die mit den Clay-Brüdern im West End aufwuchsen, ist Cassius als flinker Läufer und als guter, aber nicht herausragender Sportler in Erinnerung geblieben. Schwimmen konnte er überhaupt nicht.⁵⁸ Beim Softball oder Football spielte er zwar mit, zeigte aber wenig Begeisterung für diese Sportarten.

An den Streichen, die er anstellte, gefielen Cassius immer die Ausgelassenheit, aber auch die Grausamkeit, die sich damit verband. Ein-

mal hackte er den Pflaumenbaum seines Vaters um.⁵⁹ Er konnte den Klang einer Sirene so gut nachahmen, dass Autofahrer am Straßenrand anhielten, die Hälse reckten und nach dem vermeintlich heranbrausenden Polizeifahrzeug Ausschau hielten.⁶⁰ Er pflückte Tomaten aus dem Gemüsegarten der Familie und warf sie über den Zaun eines Hauses, in dem ein Lehrer wohnte, so dass dessen Gäste bei einer Party im Hinterhof des Gebäudes von den zerplatzenden Tomaten bespritzt wurden. Er band eine Schnur an den Schlafzimmervorhang seiner Eltern, führte die Schnur durch den Flur bis ins Kinderzimmer, wartete, bis die Eltern zu Bett gegangen waren, und ließ dann den Vorhang rascheln. Er hüllte sich in ein Leintuch und tauchte überraschend aus dunklen Ecken des Hauses auf, um seine Mutter zu erschrecken. Die Schelte oder Strafe mochte ausfallen, wie sie wollte, nichts konnte ihn von solchen Streichen abhalten.

Wenn die Jungen in ihrem Übermut und Ungehorsam zu weit gingen, schickte Odessa sie ins Badezimmer, wo Cash die beiden nacheinander übers Knie legte und versohlte. Doch diese Strafen ließen Cassius keineswegs vorsichtiger werden. »Cassius jr. ging immer zuerst und bekam seine Tracht, und gleich danach ging er hinaus und stellte etwas anderes an.«⁶¹

Wenn Cassius' Freunde schildern, wie viel Spaß sie als Kinder hatten, vergessen sie manchmal zu erwähnen, wie stark und wie oft ihr Leben von Diskriminierung und Vorurteilen geprägt war. Dieses Versäumnis mag teilweise darin begründet liegen, dass Cassius' Freunde und Nachbarn die Diskriminierung als etwas Gegebenes hinnahmen, weil sie so tief in ihrem Alltagsleben verankert war. Ein weiterer Grund mag aber auch sein, dass Schwarze in Louisville Ende der Vierziger- und zu Beginn der Fünfzigerjahre glaubten, sie seien dort besser dran als andere Afroamerikaner, weil sie das Glück hatten, in einer Stadt zu leben, die, um es mit den Worten des aus Louisville stammenden Historikers Tom Owen zu sagen, »einen höflicheren Rassismus« praktizierte.⁶²

Die Mehrheit der Einwohner von Kentucky sympathisierte zwar mit den Konföderierten, doch der Bundesstaat Kentucky sagte sich während des Bürgerkriegs nicht von der Union los. In Louisville kam es in den Jahren von 1865 bis 1930 weder zu Unruhen noch zu Lynchmorden. Im

Unterschied zu den meisten anderen Städten des Südens hatte die schwarze Bevölkerungsgruppe in Louisville in den 1870er-Jahren das Wahlrecht erhalten – und dabei blieb es auch.⁶³ Führende Mitglieder der weißen Bevölkerungsgruppe zeigten häufiges und scheinbar auch ernsthaftes Interesse an den Wohn- und Lebensbedingungen ihrer schwarzen Mitbürgerinnen und Mitbürger und spendeten großzügig aus eigenen Geldmitteln für die Unterstützung von Anliegen der Schwarzen. Im Gegenzug erwarteten sie – so wie schon die weißen Sklavenbesitzer, von denen einige von ihnen abstammten – von den Schwarzen natürlich, dass sie sich passiv verhielten und sich mit ihrem Status als Bürger zweiter Klasse klaglos abfanden, ohne weitergehende Ansprüche zu erheben.

Manche weißen Kommunalpolitiker gaben sich herablassend und vertraten die Ansicht, die Schwarzen von Louisville würden ohne geeignete Anleitung und Unterstützung zu ihrer barbarischen afrikanischen Lebensweise zurückkehren. Viele Weiße in Louisville hielten die Rassentrennung für unabänderlich, naturgegeben und unvermeidlich. Andere zeigten sich fortschrittlicher und ernsthaft um Hilfe und Unterstützung bemüht.

Schwarze und weiße Journalisten, die in den Vierziger- und Fünfzigerjahren in die Stadt kamen, stellten nahezu einhellig fest, dass die Schwarzen in Louisville besser behandelt wurden als die schwarze Minderheit im tiefen Süden oder in vielen Städten des Nordens. Sie vergaßen jedoch meist zu erwähnen – weil dieser Zustand als normal hingenommen wurde –, dass die schwarze Bevölkerung keinen gleichberechtigten Zugang zu Wohnraum, Schulen, Arbeitsplätzen und medizinischer Versorgung hatte. Die Presseleute wiesen auch nicht darauf hin – weil auch das der übliche Umgang war –, dass die schwarze Kundschaft zwar in den großen Kaufhäusern der Stadt Kleidung einkaufen konnte, eine vorherige Anprobe den Schwarzen jedoch verwehrt blieb. Und die Journalisten verzichteten darauf zu erwähnen – weil dieses Motiv so offensichtlich war –, dass viele der wohlhabenden Weißen bei ihrer Unterstützung der Anliegen von Schwarzen von dem Bestreben motiviert waren, einen Aufstand der schwarzen Minderheit zu verhindern.

Dem jungen Cassius Clay konnte nicht entgehen, dass Louisville letztlich zweigeteilt war: Es gab eine Stadt für Schwarze und eine für Weiße. Zu den besten Schulen, den besten Geschäften und den besten Krankenhäusern hatten Schwarze keinen Zugang. Dasselbe galt auch für die meisten Country Clubs und Banken. Schwarze Kinogänger ließ man nur in eine Handvoll der großen Kinos im Stadtzentrum, und auch dort durften sie nur auf die Empore.

Louisville erlebte in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg einen Wirtschaftsboom. In den Industriebetrieben entstanden Tausende neue Arbeitsplätze. Tabakfabriken, Brennereibetriebe und Reifenhersteller boten feste Arbeitsplätze, in denen schwarze Arbeiter allerdings weniger verdienten als ihre weißen Kollegen, die auch bei Beförderungen routinemäßig den Vorzug erhielten. Das jährliche Durchschnittseinkommen für schwarze Arbeiter lag im Jahr 1949 bei 1251 Dollar, während ihre weißen Kollegen mit 2202 Dollar fast das Doppelte verdienten.⁶⁴ Schwarzen Arbeitern gab man nicht nur die schlechter bezahlten, sondern auch die schmutzigeren und gefährlicheren Tätigkeiten. Schwarze arbeiteten im Dienst von Weißen oft als Kellner, Caddys und Schuhputzer, also in Tätigkeiten, in denen Fügsamkeit nicht nur verlangt, sondern auch eine Notwendigkeit war, wenn man durchhalten wollte. Für schwarze Frauen standen die Chancen noch schlechter. Eine kleine Minderheit arbeitete als Sekretärinnen, Friseurinnen oder Lehrerinnen, aber 45 Prozent aller berufstätigen schwarzen Frauen in Louisville taten dasselbe wie Odessa Clay – sie gingen zu Fuß oder fuhren mit dem Bus in die wohlhabenderen Stadtteile, verbrachten dort ihre Arbeitstage als Koch- und Putzhilfen für weiße Familien und bastelten sich aus dem, was die weiße Vorherrschaft ihnen zugestand, eine Identität. Die Essensreste, die sie mit nach Hause nehmen durften, besserten den Speisezettel der eigenen Familie auf, und mit dem Geld, das sie verdienten, bezahlten sie nicht nur die eigenen Rechnungen, sondern kauften auch noch Gebetsbücher für ihre Kirchengemeinden.

Cassius fälltte, glaubt man der Erinnerung seiner eigenen Mutter, rasch ein erbarmungsloses Urteil: Die Welt sei nur für die Weißen da. Er erkannte das, lange bevor er es bewusst hätte verstehen können, indem er

beobachtete, in welcher Verfassung seine erschöpfte Mutter nach Hause zurückkehrte, nachdem sie weißen Familien den Haushalt besorgt hatte, und jetzt ihre noch verbliebene Energie für die eigene Familie mobilisierte.

Anzeichen für die Ungleichheit waren allgegenwärtig. Die Mordrate unter der schwarzen Bevölkerung in Louisville lag Mitte der Fünfzigerjahre bei rund 56 pro 1000, im Vergleich zu drei pro 1000 unter den Weißen. Bei den natürlichen Todesursachen lag die Sterberate bei der schwarzen Bevölkerung um 50 Prozent über der Quote für die Weißen. Ein energiegeladener junger Bursche, der im West End aufwuchs, mochte solche Fakten nicht unbedingt zur Kenntnis nehmen, etwas anderes dagegen sehr direkt: Der Fontaine Ferry Park, der beliebteste Vergnügungspark der Stadt, war vom Haus der Familie Clay aus gut zu Fuß erreichbar, aber nur Weiße hatten Zutritt. An den Sommerwochenenden wurde der Park von Tausenden von Bürgerinnen und Bürgern Louisvilles besucht, die mit dem Auto, der Flussfähre oder der Straßenbahn kamen. Für die schwarzen Kinder der unmittelbaren Nachbarschaft war es mehr als eine unerfüllte Verlockung, dass dieser Ort für sie außer Reichweite blieb; es war eine quälende Erfahrung. Sie mussten jeden Abend zusehen, wie weiße Familien, die sich an einem langen Ausflugsstag einen Sonnenbrand geholt hatten, den Park wieder verließen. Es war nicht schwer zu begreifen, wer sich ein Vergnügen gönnen durfte und wer nicht.

»Wir standen am Zaun, aber wir durften nicht rein«, sagte Rudy Clay.⁶⁵

Der kleine Cassius Clay junior lag oft weinend im Bett und fragte, warum die Schwarzen so viel erdulden mussten.⁶⁶ Er fragte, warum alle Menschen in seiner Kirche schwarz seien, aber Jesus auf allen Bildern als Weißer dargestellt werde, auch auf den von seinem Vater gemalten Bildern. Auch der Großvater Herman Heaton Clay, der Mann, der zur Zeit der Jahrhundertwende wegen Mordes zu einer Haftstrafe verurteilt worden war, erzählte dem jungen Cassius Clay von der Diskriminierung. Herman prahlte, als junger Mann sei er ein talentierter Baseballspieler gewesen⁶⁷ – talentiert genug, um vielleicht sogar Profi zu werden, wenn die Schwarzen damals nicht von den Profiligen ausgeschlossen gewesen wären.

Herman starb 1954, sein Enkel war gerade zwölf Jahre alt. Im gleichen Jahr entschied der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten in seinem Grundsatzurteil im Verfahren *Brown v. Board of Education*, dass die Segregation an öffentlichen Schulen verfassungswidrig sei. Die Reaktion in den Südstaaten erfolgte rasch und fiel brutal aus. Einige Staaten versuchten mithilfe politischer Manöver, Schulen, die die Integration vorantrieben, den Geldhahn zuzudrehen. Im Bundesstaat Mississippi riefen führende weiße Wirtschaftsvertreter und Politiker einen White Citizens Council ins Leben, der die Integration bekämpfte und die weiße Vorherrschaft bewahren sollte. Anführer des Ku-Klux-Klan forderten ihre Anhänger auf, sich gegen die »Bastardisierung« zu wehren, die mit der Integration verbunden sei. Der 14-jährige Emmett Till reiste im Sommer nach dem Urteil in der Rechtssache *Brown v. Board of Education* von seiner Heimatstadt Chicago in den winzigen 55-Seelen-Ort Money im Mississippi-Delta, um dort Verwandte zu besuchen. Seit die Behörden von Mississippi im Jahr 1882 mit offiziellen Aufzeichnungen begonnen hatten, waren in diesem Bundesstaat mehr als 500 Schwarze gelyncht worden. Der Gouverneur des Staates hatte erst kurz zuvor öffentlich erklärt, Schwarze verdienten das Wahlrecht nicht. Tills Mutter, die ihren Sohn im Sommer 1955 nicht ohne Ängste in den Süden reisen ließ, schärfte ihm ein, es sei wichtig, sich so zu verhalten, wie die weiße Einwohnerschaft von Mississippi das von schwarzen jungen Männern erwarte.

Aber Emmett Till konnte – wie der nur sechs Monate jüngere Cassius Clay jr. – auch keck auftreten. Er ignorierte die Warnung seiner Mutter. Eines Tages stand Emmett Till in Money vor einem Lebensmittelgeschäft und zeigte seinen Freunden ein Foto seiner weißen Freundin in Chicago. Einer der jungen Burschen forderte Emmett daraufhin auf, in den Laden zu gehen und die weiße Kassiererin anzusprechen. Emmett ging darauf ein. Als er den Laden wieder verließ, verabschiedete er sich von der Kassiererin mit den Worten: »Bye, Baby.« Wenige Tage später drangen der Ehemann der Kassiererin und ein weiterer Mann in das Haus von Tills Onkel ein und zertrümmerten den Jungen aus dem Bett. Er wurde mit einer Pistole geschlagen und aufgefordert, um Vergebung zu bitten. Als Emmett sich weigerte, schossen ihm die Mörder in den Kopf.

Die Täter versuchten, die Leiche mithilfe eines schweren Ventilators, den sie einer Baumwollentkörnungsmaschine entnommen und mit Stacheldraht am Hals des Opfers befestigt hatten, im Tallahatchie River zu versenken, doch der leblose Körper wurde entdeckt. Eine nur aus Weißen bestehende Geschworenengjury benötigte ganze 67 Minuten für den Freispruch der Angeklagten.

Tills Mutter bestand auf einer Aufbahrung im offenen Sarg, damit alle Welt das verstümmelte Gesicht ihres Sohnes sehen konnte, und die Zeitschrift *Jet* druckte Fotos von der Beerdigung, die sich unauslöschlich in das Gedächtnis vieler schwarzer Amerikaner einbrannten. Till wurde zu einem Märtyrer der Bürgerrechtsbewegung, zahllose Aktivisten bezogen sich auf sein Schicksal. Nur kurze Zeit nach dem Prozess gegen Tills Mörder weigerte sich Rosa Parks, ihren Sitzplatz in dem für Weiße reservierten Teil eines Busses in Alabama zu räumen, und löste damit landesweite Protestwellen aus.

Cash Clay zeigte seinem Sohn Fotos von Emmett Tills entstelltem Gesicht. Die Botschaft war eindeutig: So wird der weiße Mann mit euch umspringen. Der schwarze Mann kann sich nur mit Geld eine Chance auf Gleichberechtigung und Respekt verschaffen, brachte Cash seinen Söhnen bei.

Cassius Clay jr. nahm sich die Worte seines Vaters zu Herzen. Mit seinen 13 Jahren redete er nicht über Weltverbesserung oder die Linderung der Mühsal seines Volkes. Er redete nicht über seine Ausbildung und die Anstrengung, ohne die es nicht ging, wenn man etwas Sinnvolles mit seinem Leben anfangen wollte. Er redete, so wie sein Vater auch, übers Geldverdienen.

Schon in jungen Jahren sprach er von einem Hunderttausend-Dollar-Haus in bester Lage, schicken Autos in der Garage, von einem Chauffeur, der ihn spazieren fuhr, und einem Koch, der seine Mahlzeiten zubereitete. Er gelobte, seinen Eltern und seinem Bruder jeweils ein eigenes Haus zu kaufen. Auf der Bank wollte er für alle Fälle eine Viertelmillion Dollar deponieren.

Im Sommer 1955, dem Sommer von Emmett Till, hatte er schon eine Vorstellung davon entwickelt, wie er dieses Geld verdienen könnte.

3

Das Fahrrad

Der zwölfjährige Cassius radelte im Oktober 1954 spätnachmittags durch das Stadtzentrum von Louisville, sein Bruder saß auf dem Lenker, ein Freund fuhr neben ihm, als ein plötzlicher Regenschauer die Jungen Schutz suchen ließ.⁶⁸ Sie flüchteten ins Columbia Auditorium, 324 South 4th Street.

Der *Louisville Defender*, die Tageszeitung für die schwarze Leserschaft, präsentierte hier gerade eine Ausstellung voller Wunderdinge, eine große Auswahl der neuesten Entwicklungen im Bereich der Haushaltsartikel war zu besichtigen. Cassius interessierte sich keineswegs für die neuesten Küchengeräte, aber die Ausstellung bot eine Zuflucht vor dem Unwetter, und die Jungs hielten sich mit Vergnügen an das kostenlose Popcorn und die Süßigkeiten.⁶⁹

Es regnete den ganzen Nachmittag, und als Cassius, Rudy und ihr Freund gegen 19 Uhr die Halle verließen, schüttete es immer noch. Aber als sie nach draußen kamen, sahen sie, dass ihre Räder fort waren. Sie suchten den ganzen Block nach den Dieben ab. Cassius fing an zu weinen. »Ich war wütend und hatte außerdem Angst vor meinem Vater«, sagte er.⁷⁰

Cassius hatte das Fahrrad zu Weihnachten bekommen: ein Schwinn Cruiser Deluxe, rot und weiß lackiert, mit Chromschutzblechen, Chromfelgen, Weißwandreifen und einem großen, roten, raketenförmigen Scheinwerfer. Im Fahrradladen kostete es 60 Dollar, was einem heutigen Preis von etwa 500 Dollar entspricht. Die Clays konnten nicht beiden Jungs ein neues Fahrrad kaufen, also sollten sich Cassius und Rudy dieses eine teilen, eine Übereinkunft, die Cassius ignorierte, so gut es nur ging.⁷¹ Für einen Jungen, der in einem der kleinsten Häuser im ganzen Block lebte, der gebrauchte Kleidung trug, in seiner Klasse zu den schlechtesten Schülern zählte und sich bisher in seinem Wohnviertel noch nicht als großer Sportstar hervorgetan hatte, war ein solches Fahrrad ein seltenes

und wunderbares Geschenk. Es war ein Statussymbol, möglicherweise das einzige, das er besaß.

Jemand sagte zu den verzweifelten Jungen, sie sollten den Fahrrad-diebstahl dem Polizisten anzeigen, der gerade im Untergeschoss der Halle zu finden sei. Die Jungs rannten zurück in das Gebäude und eilten die Treppe hinab. Dort unten trafen sie auf Joe Elsby Martin, einen weißen, glatzköpfigen, großnasigen Streifenpolizisten, der nebenher Box-trainer war. Martin war nicht im Dienst, sondern trainierte hier im Untergeschoss eine Gruppe von schwarzen und weißen Amateurboxern, die mehrheitlich noch Teenager waren. Diese Sporthalle erschloss dem jungen Cassius eine Welt und entsprach einem Bedürfnis. Der große, niedrige Raum; der intensive Schweißgeruch; das Geräusch von Handschuhen, die auf Sandsäcke, von Handschuhen, die auf Körper trafen; ein Ort, an dem junge Männer Gewalt ausüben konnten, und das unter der Anleitung eines fürsorglichen Erwachsenen, ein Ort, an dem die ebenso wohlgeordneten wie ungerechten Strukturen der Außenwelt keine Rolle spielten. Diese Eindrücke faszinierten Cassius Clay. Er war so überwältigt, dass er, wie er sich erinnerte, »beinahe mein Fahrrad vergaß«. ⁷²

Cassius war wütend – »richtig geladen«, ⁷³ wie Joe Martin sagte –, er wollte unbedingt den Fahrraddieb aufspüren und ihm eine ordentliche Abreibung verpassen.

Martin hörte ihm ruhig zu. Er war ein gelassener Mensch, der den größten Teil seiner Dienstzeit mit dem Leeren von Parkuhren verbrachte. ⁷⁴ Nebenbei produzierte er eine Sendung für Amateurboxer im Lokalfernsehen, die am Samstagnachmittag unter dem Titel *Tomorrow's Champions* bei WAVE-TV in Louisville lief.

Martin musterte Cassius, den 40 Kilo schweren Teenager, und fragte ihn: »Weißt du, wie man boxt?« ⁷⁵

Nein, erwiderte Cassius. Er hatte mit seinem Bruder gekämpft und gelegentlich mit anderen Jungs auf der Straße gerauft, aber er hatte noch nie ein Paar Boxhandschuhe getragen.

»Na, warum kommst du nicht zu uns herunter und fängst an zu trainieren?«, sagte Martin. ⁷⁶

Das persönliche Schicksal ist ein Produkt von Zufällen und bewussten Entscheidungen. Der Zufall führte den jungen Cassius Clay in Joe Martins Boxhalle, aber es war seine eigene Entscheidung, dass er wiederkam. Cassius wurde nicht einfach nur vom Sport angezogen. Seiner Kraft und seinem guten Aussehen hatte er schon immer vertraut. Und er hatte sich schon immer nach Aufmerksamkeit gesehnt. Dass seine schulischen Leistungen ihm weder Ruhm noch Reichtum einbringen würden, war ihm bereits klar geworden. Aber Boxen? Boxen war immer ein Sport für die Leute gewesen, die nach einem Ausweg aus einer Lage suchten, aus der es keinen Ausweg gab.

Cassius erhielt sein Rad nie zurück und bekam auch kein neues mehr. Stattdessen kauften ihm seine Eltern einen Motorroller, mit dem er in hohem Tempo durch die Stadt sauste und sich überall ein- und wieder ausfädelte.⁷⁷ Weil man bei diesem Gefährt nicht erst in die Pedale treten musste, war es sogar noch besser als ein Fahrrad. Jahre später, als die Geschichte erzählt wurde, wie der junge Boxer seine Laufbahn begann, war dieser Motorroller ein Detail, das häufig unter den Tisch fiel. Der Fahrraddiebstahl haftete am deutlichsten in der Erinnerung, aber auch mit dem Motorroller verband sich eine Geschichte. Dass es ihn gab, bedeutete, dass der junge Cassius für den Verlust seines Fahrrades nicht bestraft wurde, dass man ihn nicht dazu anhielt, sich einen Job zu besorgen und Geld zu verdienen, bis er genug beisammen hatte, um das gestohlene Rad ersetzen zu können. Vielmehr belohnten ihn seine Eltern mit einem noch besseren Fahrzeug, was durchaus den Gedanken aufkommen lässt, dass Verantwortlichkeit und Rechenschaftspflicht nicht die Werte waren, auf die in der Familie Clay allergrößten Wert gelegt wurde.

Kurze Zeit nach dem Verlust des Fahrrades saß Cassius zu Hause vor dem Fernseher, als plötzlich Joe Martins Gesicht über die Mattscheibe flimmerte. In der Box-Sendung *Tomorrows Champions* stand er mit einem seiner Schützlinge in der Ringecke. Mehr brauchte es nicht, um Cassius in die Boxhalle zurückkehren zu lassen. Bei seinem zweiten Besuch stieg er »sofort zu einem älteren Boxer in den Ring«, wie er sich in seiner 1975 erschienenen Autobiografie erinnerte, und bezog Prügel: »Bereits eine

Minute später blutete meine Nase. Meine Lippen schmerzten. Mir war schwindlig. Am Ende zog mich jemand aus dem Ring.«⁷⁸

Als sein Kopf wieder klar war, begann Cassius unter Martins Anleitung mit dem Training, lernte etwas über Beinarbeit, lernte, wie man sich im richtigen Winkel zum Gegner hinstellt und wo man dabei die Hände hält, um den Kopf vor Schaden zu bewahren, wie man sich vor einem Schlag duckt, wie man den Jab mit der Linken und den Cross mit der Rechten schlägt, den Aufwärtshaken, den Haken.

Etwa einen Monat später, am 12. November 1954, stieg er zu seinem ersten Amateurkampf in den Ring, bei dem es über drei Runden ging, zwei Minuten pro Runde. Sein Gegner war ein etwa gleichaltriger weißer Junge namens Ronnie O'Keefe. Cassius gewann knapp, das Kampfgerichtsurteil fiel nicht einstimmig aus.

Bei diesem Debüt des jungen Boxers wies noch nichts auf ein außergewöhnliches Talent hin. »Er war einfach nur durchschnittlich«, sagte Martin.⁷⁹ Aber schon bald darauf sah Martin Dinge, die ihm gefielen, Dinge, die einem kein Trainer beibringen kann. Zunächst einmal war Cassius schnell, hatte flinke Fäuste und Füße und ausgezeichnete Reflexe, die es ihm ermöglichten, Schlägen auszuweichen. Und er schien nie müde zu werden. Wenn ihm ein Kopftreffer die Sinne verwirrte, erholte er sich schnell. Wo Schmerz oder Panik andere vielleicht fliehen ließen, schlug er zurück, sein Wille war stärker als die impulsive Gefühlsregung.

Das Boxen weckte bei Cassius etwas völlig Neues: den Ehrgeiz. Für die Schule hatte er sich bis dahin niemals begeistert. Jetzt hatte er zum ersten Mal – abgesehen von gelegentlichem Unfug und Streichen, die er anstellte – etwas entdeckt, was ihn interessierte, etwas, für das er arbeiten und Opfer bringen wollte, etwas, mit dem er ins Fernsehen kam, und der Himmel wusste, wie viele Leute dabei zusahen.

Die Geschichte von Cassius Clays gestohlenem Fahrrad sollte später als Beleg für die Bestimmung des Boxers und das Wunder einer zufälligen Begegnung herhalten, aber sie hat noch eine allgemeinere Bedeutung. Wäre Cassius Clay ein weißer Junge gewesen, hätte der Diebstahl seines Fahrrads und die erste Begegnung mit Joe Martin ebenso gut zu

einem Interesse für die Polizeiarbeit führen können. Aber Cassius, der bereits ein sehr klares Verständnis für die Kluft entwickelt hatte, die sich in Amerika zwischen den Schwarzen und Weißen auftrat, wusste, dass die Polizei für ihn keine vielversprechende Wahl darstellen würde. Was das weiße Amerika den Schwarzen gestattete und was es von ihnen erwartete, diese Fragen sollten ihn sein Leben lang interessieren.

Für den jungen Cassius zählte, dass Boxen erlaubt war, ja sogar gefördert wurde, und dass er dabei mehr oder weniger auf einer Stufe mit den weißen Jungs stand, die mit ihm trainierten. Auf dem Weg zur Boxhalle kam Cassius täglich am Geschäft eines Cadillac-Händlers vorbei. Boxen sollte für ihn nicht der einzige Weg sein, zu einem jener großen, wunderschönen Wagen zu kommen, die dort im Ausstellungsraum zu sehen waren, aber damals sah es vielleicht so aus. Das Boxen wies einen Weg zum Wohlstand, bei dem es auf Lese- und Schreibfertigkeiten nicht ankam. Dieser Weg war mit den Befugnissen eines weißen Mannes in Gestalt von Joe Martin verbunden. Er beinhaltete Respekt, Präsenz in der Öffentlichkeit, Macht und Geld.

Boxen überwand die Schranken zwischen Schwarz und Weiß auf eine Art, die in den Fünfzigerjahren höchst ungewöhnlich war. Boxen ermöglichte es schwarzen Sportlern eher als jede andere Sportart, mit weißen Athleten von gleich zu gleich zu konkurrieren, ihre Stärke, ja sogar ihre Überlegenheit offen zu zeigen und in relativ gleichem Umfang Geld zu verdienen. James Baldwin schrieb in seinem Buch *The Fire Next Time (Hundert Jahre Freiheit ohne Gleichberechtigung)*, viele Schwarze aus Clays Generation seien der Ansicht gewesen, eine gute Ausbildung und Geld auf der Bank würden niemals ausreichen, um sich Respekt zu verschaffen. »Man brauchte eine Handhabe, einen Drücker, etwas, womit man Furcht einflößen konnte«, schrieb Baldwin. »Es war völlig klar, dass die Polizei dich verprügeln und dich so lange einsperren würde, wie sie es riskieren konnte, und dass alle anderen – Hausfrauen, Taxifahrer, Liftboys, Tellerwäscher, Barkeeper, Rechtsanwälte, Richter, Ärzte und Krämer – nie aufhören würden, dich zum Abreagieren ihrer Enttäuschung und Feindseligkeit zu benutzen, indem sie etwa weitherzige menschliche Gefühle in sich aufkommen ließen.«⁸⁰ Eine Handhabe.

Einen Drücker. Etwas, womit man Furcht einflößen konnte. Für den jungen Cassius Clay war das Boxen genau das Richtige, um diese Ziele zu erreichen.

Er fing an zu laufen und bezog das in sein Training ein. Er hätte vor oder nach der Schule laufen können, aber das tat er nicht. Er lief zur Schule. In seiner Autobiografie bezeichnete er diese regelmäßige Übung viele Jahre später als »Wettläufe mit dem Schulbus«. ⁸¹ Aber er inszenierte diese Wettrennen auf seine besondere Art. Zunächst einmal wartete er mit den anderen Kindern auf die Ankunft des Greenwood-Avenue-Busses. Wenn dann die anderen eingestiegen waren und der Bus sich auf der Greenwood Avenue in östlicher Richtung fortbewegte, rannte Cassius – in seiner Schulkleidung und den für die Schule reservierten Schuhen – nebenher, wobei ihn die noch tief stehende Sonne blendete. Hielt der Bus an einer Ampel oder an einer Haltestelle, machte Cassius das genauso. Und er hielt auch an, wenn seine Freunde an der 28. Straße ausstiegen, wo er mit ihnen auf den Chestnut-Street-Bus wartete. ⁸² Traf dieser Bus ein, nahm er das Rennen wieder auf. Zu diesem Zeitpunkt schwitzte Cassius bereits, das Hemd klebte ihm am Rücken. Aber die Kinder im Bus wussten, dass Cassius nicht nur lief, weil das zu seinem Training gehörte, sondern auch, um Aufmerksamkeit zu erhalten. Er lief nicht in vollem Tempo, und er lief eigentlich auch nicht um die Wette, denn er hätte jedes dieser Rennen mühelos gewinnen können, wenn er nicht an jeder Haltestelle selbst angehalten hätte, um Faxen für seine Freunde zu machen.

Cassius sah aus wie ein Fohlen, mit langen Gliedmaßen, X-Beinen und seiner schwächtigen Gestalt. Aber er hatte sich fest vorgenommen, Gewicht zuzulegen und kräftiger zu werden. Zum Frühstück trank er fast einen ganzen Liter Milch, in die er zwei rohe Eier mischte. Limonade war seiner Ansicht nach für einen Sportler genauso schädlich wie Alkohol oder Zigaretten, und er gelobte, nichts davon jemals anzurühren. Vielleicht erkannte er, dass eine disziplinierte Lebensweise ein Kraftquell war, der Cassius senior nicht zur Verfügung stand. Vielleicht war es, wie sein Bruder Rudy sich erinnerte, auch einfach so, dass er gerne im Spiegel seine Muskeln betrachtete. ⁸³

Cassius genoss die Aufmerksamkeit, die ihm durch seine Boxerlaufbahn zuteilwurde. Er hatte plötzlich eine Identität. Er hatte etwas, mit dem er prahlen konnte. Er war ein Athlet. Er war der Junge, der mit dem Schulbus um die Wette lief, der Wasser mit Knoblauch trank, weil das, wie er selbst sagte, half, seinen Blutdruck niedrig zu halten, und es dauerte nicht lange, bis er auch fremden Leuten erzählte (seine Freunde wussten ohnehin schon Bescheid), dass er die Absicht habe, nicht nur Profiboxer, sondern Schwergewichtsweltmeister zu werden – ein Bekenntnis, das nicht weniger lächerlich geklungen haben muss als der öffentlich ausgesprochene Vorsatz eines Kindes, das erklärte, es wolle später einmal Präsident der Vereinigten Staaten werden.

Boxen war im Jahr 1954 ein zentraler Bestandteil der amerikanischen Kultur. Kein anderes Einzelereignis war für Sportfans so wichtig wie ein Weltmeisterschaftskampf um den Titel im Schwergewicht, und kein anderer Einzelsportler genoss so viel Respekt wie der beste Boxer der Schwergewichtsklasse. Nur die Spitzenboxer wurden an jedem Ort, den sie auf ihrem weiteren Lebensweg besuchten, als »Champ« bezeichnet. Der Schwergewichtsweltmeister war ein gottähnliches Wesen, er war eine Furcht einflößende Verkörperung der Männlichkeit und des Mutes, auf den die ganze Welt mit Bewunderung und Respekt blickte – solange er nicht schwarz war, denn in einem solchen Fall wurde die Angelegenheit etwas komplizierter.

Zu diesem Zeitpunkt in Cassius Clays Jugend war Rocky Marciano Schwergewichtsweltmeister. Marciano war plattnasig, stiernackig und breitschultrig, und sein Gesicht war von Kampfeinwirkungen ebenso stark geformt worden wie von seiner DNA. Mit einer Körpergröße von 1,77 Meter und einem Kampfgewicht von 85 Kilo war er kein besonders großer Boxer. Er war auch nicht besonders schnell. Aber er attackierte seine Gegner unablässig und traf sie hart, und von zehn Boxern, mit denen er es zu tun bekam, schlug er, das zeigt seine Kampfstatistik, fast neun k. o. Marciano, geboren als Rocco Francis Marchegiano, war der Typ Boxer, dem die Amerikaner gerne zujubelten. Er war der Sohn italienischer Einwanderer, seine Muskeln hatte er sich erworben, indem er

Gräben aushob und Eisbrocken verlud, und im Zweiten Weltkrieg hatte er seinem Land zwei Jahre lang in der Armee gedient.

Vor Marciano war der Schwergewichtstitel 15 Jahre lang von schwarzen Boxern gehalten worden. Marciano gewann den Titel durch einen Sieg über Jersey Joe Walcott, der ihn seinerseits Ezzard Charles abgenommen hatte. Charles wiederum hatte die Weltmeisterwürde nach dem Rücktritt von Joe Louis für sich beansprucht und diesen Anspruch untermauert, indem er Louis schlug, als dieser 1950 einen Comebackversuch unternahm.

Joe Louis hatte den Schwergewichtstitel zwölf Jahre lang innegehabt, länger als jeder andere Titelträger in der Geschichte des Boxsports, und in diesen zwölf Jahren wurde er zum beliebtesten Schwarzen der amerikanischen Geschichte. Als die Boxfans 1934 erstmals auf den damals 20-jährigen Louis aufmerksam wurden, war er ein gutaussehender, hellhäutiger und ruhiger Mann, und die Veranstalter gaben sich die allergößte Mühe, ihn als anständigen Kerl zu präsentieren, als höflichen Schwarzen, der Weißen den ihnen gebührenden Respekt erwies. Louis liebte seine Mutter und er liebte die Bibel: Das sagten seine Berater, und das schrieben auch die weißen Zeitungsjournalisten. Louis lebte nach strikten, von seinen Managern vorgegebenen Richtlinien, um sicherzustellen, dass dieser kraftvolle Boxer auch außerhalb des Rings ein positives, nicht bedrohliches Image wahrte: Niemals sollte er mit einer weißen Frau fotografiert werden; niemals sollte er alleine in einen Nachtclub gehen; niemals sollte er über einen niedergestreckten Gegner mit hämischen Posen triumphieren, niemals im Siegesjubiläum die Arme hochreißen oder in Interviews mit seinen Fähigkeiten prahlen.

Die amerikanische Wirtschaft hatte damals in einer tiefen Krise gesteckt. In Europa war der Faschismus im Aufschwung begriffen. Amerika brauchte einen neuen Boxhelden, und Louis hatte die Kraft und das Talent dazu. Seine einzige Sünde war seine Hautfarbe, um hier ein Lied zu bemühen, das von Louis Armstrong populär gemacht wurde (*»my only sin / is my skin«*, heißt es im Song *»Black and Blue«*), einem anderen schwarzen Mann, der weißen Amerikanern auch deshalb sympathisch war, weil er sie nicht zu hassen schien. Von schwarzen Män-

nern wie Joe Louis und Louis Armstrong erwartete man, dass sie die Schwarzen insgesamt vertraten, doch diese Rolle legte eine untragbare Last auf ihre Schultern. Für welche Merkmale und Eigenschaften der afroamerikanischen Identität sollten sie denn stehen? Nur für diejenigen, die den Weißen zusagten? Wie konnten sie als Symbolgestalten dienen und zugleich ihre Individualität und ihr Recht auf die eigene, freie Meinungsäußerung wahren? Schon vor Joe Louis hatte ein anderer schwarzer Boxer diese Aufgabe übernehmen müssen, die Schwarzen in einer weißen Welt zu repräsentieren. Als Jack Johnson Ende der 1890er-Jahre seine Boxlaufbahn begann, hatte es noch nie einen schwarzen Schwergewichtsweltmeister gegeben. Viele Weiße empfanden schon die bloße Vorstellung als anstößig. »Ein Boxer, der mit einem Nigger in den Ring steigt, verliert meinen Respekt«, sagte John L. Sullivan, der letzte Schwergewichtsweltmeister der Ära, in der noch ohne Handschuhe geboxt wurde.⁸⁴

Als Jack Johnson und andere schwarze Boxer die Sportbühne betraten, war das nicht nur eine Bedrohung für die weißen Champions; sie waren auch eine Bedrohung für die festgefügtten Vorstellungen vom Zusammenleben von Schwarzen und Weißen. »Wir leben in einer Zeit der wachsenden Bedrohung«, schrieb Charles A. Dana, der Herausgeber der *New York Sun*, im Jahr 1895. »Der schwarze Mann steigt rasch in die Spitzenränge des Sportgeschehens auf, vor allem im Bereich des Boxens. Wir befinden uns inmitten eines Aufstands der Schwarzen gegen die Vorherrschaft der Weißen.«⁸⁵

Johnson erwarb sich 1908 mit einer Serie von überzeugenden Siegen das Recht, den Titelverteidiger herauszufordern, einen weißen Kanadier deutscher Herkunft namens Tommy Burns. Johnson verhöhnnte Burns, bevor er ihn in der 14. Runde k. o. schlug. Daraufhin begann nahezu augenblicklich die Suche nach einem weißen Boxer, der die naturgegebene Rangordnung wiederherstellte. Aber Johnson war nur schwer zu besiegen. Als er 1910 auch Jim Jeffries besiegte, die »große weiße Hoffnung« (»Great White Hope«), kam es in schwarzen Gemeinden und Wohnvierteln zu Jubelstürmen, auf die weiße Banden mit Repressalien und Übergriffen reagierten.

Johnson behielt den Titel fast sieben Jahre lang, und je mehr Siege er errang, desto kühner trat er auf, tat so, als sei der Titel eines Boxweltmeisters im Schwergewicht tatsächlich der Beweis für seine Überlegenheit. Er trug teuren Schmuck und lange Pelzmäntel. Er trat in Varieténummern auf. Er provozierte seine Kritiker. Er zeigte sich öffentlich mit weißen Frauen, mit Prostituierten ebenso wie mit gutsituierten verheirateten Frauen, und er sollte schließlich dreimal heiraten. Johnson wurde der am meisten bejubelte und der am meisten gehasste Schwarze seiner Zeit.

Jack Johnson zeigte, dass der Boxring in der amerikanischen Gesellschaft einen besonderen Stellenwert hatte – er war eine Art Altar, vor dem die üblichen Regeln und Überzeugungen nicht immer ihre Gültigkeit hatten. In einem Boxring, in einem nach den üblichen Wettkampfgeln und von einem Ringrichter überwachten Kampf, konnte ein schwarzer Mann im Jahr 1910 einem weißen Mann den Schädel einschlagen, ohne dass er dafür ins Gefängnis wanderte oder gelyncht wurden. Und Jack Johnson nutzte diesen Ort, um für einen schlaglichtartigen Ausblick auf Amerikas Zukunft zu sorgen.

Die schwarzen Amerikaner sollten in den darauffolgenden Jahrzehnten der Segregation im Süden, der Diskriminierung im Norden und den scheinbar nicht enden wollenden Erniedrigungen und Heucheleien, an denen auch das amerikanische Credo, »dass alle Menschen gleich erschaffen sind«, nichts geändert hatte, mit zunehmend militanter Ablehnung begegnen. Dennoch sollte es etwa ein halbes Jahrhundert dauern, bis ein anderer schwarzer Boxer Amerikas rassistische Strukturen mutig infrage stellte. Als seine Zeit schließlich gekommen war, sollte auch dieser Boxer wegen seines respektlosen Verhaltens und eines Mangels an Bescheidenheit kritisiert werden. Auch dieser Boxer sollte von seiner Regierung bestraft und von seinen weißen Landsleuten mit Ausbrüchen des Zorns überschüttet werden.

»Allmählich fand ich Gefallen an Jack Johnsons Image«, sollte Cassius Clay sagen. »Ich wollte grob, hart, arrogant sein, ein Nigger, den die Weißen nicht mochten.«⁸⁶

4

»Himmlische Tage«

Der Polizist Charles Kalbfleisch ging an einem heißen Augustabend im Sommer 1957 einem Notruf nach, der von der Grand Avenue 3302 im West End von Louisville ausgegangen war. Als Kalbfleisch dort eintraf, fand er Cassius Clay jr. vor, der am Bein blutete. Der hoch aufgeschosene 15-Jährige gab an, sein Vater habe ihn mit einem Messer verletzt.⁸⁷ Seine Mutter bestätigte die Darstellung des Jungen.

Die Polizei in Louisville kannte Cash Clay zu diesem Zeitpunkt bereits gut. Im Lauf der Zeit hatten die Beamten bereits mehrfach auf Notrufe Odessas reagiert, die gemeldet hatte, von ihrem Ehemann geschlagen worden zu sein, und meist geschah so etwas, nachdem er getrunken hatte. Sie hatten Cash einige Male wegen Alkohol am Steuer und wegen ungebührlichen Verhaltens festgenommen, nachdem er im Dreamland oder im Club 36 ausgiebig gefeiert hatte. Immer kam er ohne Gefängnisstrafe davon, was er in erster Linie seinem Rechtsanwalt zu verdanken hatte, einem Weißen namens Henry Sadlo, der zudem auch noch Commissioner war, offizieller Bevollmächtigter für den Boxsport im Bundesstaat Kentucky. Es gab noch weitere kleine Zusammenstöße mit der Polizei, bei denen es ohne Verhaftung abging, und weitere Anzeichen für beunruhigendes Verhalten, die der öffentlichen Aufmerksamkeit vollständig entgingen. Aber Cash Clay war vor allem anderen ein massiver Trinker und ein Schürzenjäger.

Cassius junior fehlte nach der Messerattacke drei Tage lang beim Training in der Boxhalle. Sein Trainer Joe Martin machte sich allmählich Sorgen. »Schließlich kam er wieder, und die verletzte Stelle war völlig zugepflastert. Ich fragte ihn, wie das passiert sei, und er sagte, er sei über eine Milchflasche gestolpert.« Martin, der Polizist, nahm ihm das nicht ab. Später im Jahr sagte Clay seinem Trainer die Wahrheit: Sein Vater hatte ihn mit dem Messer verletzt, als er versucht hatte, bei einem Streit zwischen den Eltern dazwischenzugehen.⁸⁸ »Mir war schnell

klar, dass der Junge eine Mordsangst vor seinem Vater hatte«, sagte Martin.

Cassius und Rudy sollten später gegenüber Interviewern erklären, dass sie glückliche Kinder in einem glücklichen Elternhaus gewesen seien, nicht reich, aber niemals hungrig, sie hätten zwar immer mit den unberechenbaren Temperamentsausbrüchen ihres Vaters leben müssen, aber keine Angst vor ihm gehabt. Sie sagten, ihre Eltern wären manchmal handgreiflich aneinandergeraten, und ihr Vater hätte sie im Badezimmer für bestimmte Missetaten mit einem Gürtel »verprügelt«, aber sie hielten solche Züchtigungen für nichts Außergewöhnliches.⁸⁹ Rudy räumte außerdem ein, der eigene Vater habe mindestens zwei außereheliche Kinder gezeugt, und seine Mutter habe von diesen Kindern gewusst.⁹⁰ Rudy berichtete auch, der extremste Gewaltakt, den er zu Hause jemals erlebt habe, sei von Odessa ausgegangen, die Cash geschlagen habe, als sie von einer seiner Affären erfuhr; er sagte, er könne sich nicht daran erinnern, dass sein Vater jemals seine Mutter geschlagen habe.

»Jeder Tag war himmlisch«, sagte Rudy Clay viele Jahre später. »Himmlisch!«⁹¹

Sein Bruder Cassius, der ansonsten sein ganzes Leben lang über nahezu alle anderen Themen bereitwillig mit Reportern sprach, sollte sich niemals detailliert über sein Verhältnis zu seinem Vater äußern. Hielt Cassius sich vom Alkohol fern, weil sein Vater trank? Fand er Gefallen am Boxen, weil er sich zu Hause bedroht fühlte? Solche Fragen ließ er unbeantwortet.

»Ich weiß nur, dass ich eine schöne Kindheit hatte«, sagte er einmal und beließ es dabei.⁹²

Der *Centralian*, das Jahrbuch der Central High School, wählte Cassius Clay nicht zum besten Sportler der Schule im Jahr 1959.⁹³ Diese Ehre ging an Cassius' Freund Vic Bender, den Star des Basketballteams. Clay fand das ganz in Ordnung. Das Boxen war sein Leben geworden, seine Religion, sein Grund für das morgendliche Aufstehen. Zwischen den Schulstunden übte er sich auf den Korridoren im Schattenboxen, seine Schläge stoppte er nur Zentimeter vor den Spinden ab, die die Schulkor-

ridore säumten.⁹⁴ Während die Lehrer ihren Unterrichtsstoff vortrugen, kritzelte er Zeichnungen von Boxringen, Boxhandschuhen und Jacken, wie sie die Footballspieler an der Central High trugen – seine Jackenzeichnungen schmückten allerdings Aufschriften wie »National Golden Gloves Champion« oder »World Heavyweight Champ«.⁹⁵ Er bot seinen Klassenkameraden Autogramme an und unterschrieb dann mit »Cassius Clay, World Heavyweight Champion«.

Als Cassius im Unterricht einmal einem Tagtraum nachhing, rief seine Lehrerin ihn auf und verlangte nach der Antwort auf eine Frage, die der Tagträumer gar nicht gehört hatte.

»Cassius«, fragte sie, »bekommst du überhaupt mit, was hier in der Klasse besprochen wird?«⁹⁶

Er log und bejahte.

»Dann beantworte die Frage«, verlangte die Lehrerin.

Funkstille.

»Cassius, was willst du mit deinem Leben anfangen?«, wollte die Lehrerin wissen.

Cassius hatte immer noch keine Antwort. Aber drei Jungen aus der Klasse meldeten sich, und aus einem von ihnen platzte es heraus: »Frau Lehrerin, Cassius kann kämpfen!«

Nach der Entscheidung des Obersten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten im Fall *Brown v. Board of Education* erklärten die Gouverneure einiger Staaten im Süden, sie würden die Integration an öffentlichen Schulen umgehen oder unterlaufen. Präsident Dwight Eisenhower schwieg, was den Geist der Rebellion stärkte. Da die Ausführung der höchststrichterlichen Anordnung den Politikern vor Ort überlassen blieb, geriet die Integration ins Stocken, die Spannungen wuchsen, es kam zu Protestaktionen, und in vielen Gemeinden explodierte die Gewalt.

Doch Louisville gehörte nicht zu diesen Orten.

Im Herbst 1956, ein Jahr bevor Cassius an die Central High School kam, wurde die Integration an Louisvilles Schulen vollzogen, ohne dass es zu gewalttätigen Protesten kam. Der Schulinspektor ordnete an, dass die 46 000 Schülerinnen und Schüler der öffentlichen Schulen am Ort

(von denen 27 Prozent der schwarzen Minderheit angehörten)⁹⁷ jeweils die Einrichtung besuchen sollten, die ihrem Wohnort am nächsten lag, ohne Rücksicht darauf, ob diese Schule zuvor nur Schwarzen oder nur Weißen vorbehalten gewesen war. Das bedeutete de facto, dass die meisten Schulen segregiert bleiben würden, weil die Bevölkerungsverteilung in den Wohnvierteln dem Prinzip der Rassentrennung entsprach. Die Bestimmungen enthielten außerdem ein Schlupfloch: Wenn die Eltern nicht wollten, dass ihre Kinder an der Schule, die sie besuchten, in der Minderheit waren, konnten sie einen Schulwechsel beantragen. Mit anderen Worten: Niemand sollte gezwungen werden, eine Schule zu besuchen, an der man vorwiegend auf Schülerinnen und Schülern mit anderer Hautfarbe traf.

Nach dem ersten Schultag im September 1956, einem Tag, an dem die Integration an 54 von insgesamt 73 Schulen der Stadt umgesetzt worden war, berichtete die *New York Times* aus Louisville: »Weiße und schwarze Kinder gingen gemeinsam durch die Schulkorridore. Das Treuegelöbnis sprachen sie im feierlichen Rahmen gemeinsam. Im Klassenzimmer saßen sie Seite an Seite. Und sie eilten fröhlich gemeinsam die Stufen hinunter, als der erste Schultag zu Ende gegangen war. Die Unterschiede bei der Hautfarbe schienen vergessen zu sein.«⁹⁸

Doch Louisvilles frühe Bemühungen um die Integration waren keineswegs makellos. Weißen Eltern schien es zwar nichts auszumachen, ihre Kinder gemeinsam mit schwarzen Kindern zur Schule zu schicken, doch sie wollten nicht, dass sie von schwarzen Lehrern unterrichtet wurden. Führende Mitglieder der schwarzen Minderheit protestierten, aber der Schulinspektor wich nicht zurück und betonte unbeirrt, dass es weißen Kindern wahrscheinlich schaden würde, von schwarzen Lehrern unterrichtet zu werden. Einer von Cassius Clays Geschichtslehrern, ein Schwarzer namens Lyman Johnson, rief eine Kampagne ins Leben, mit der Druck auf die Schulbehörde ausgeübt werden sollte, ihren Kurs zu ändern und auch in den Fachabteilungen der Schulkollegien die Integration zu vollziehen. Die Proteste hielten zwei Jahre lang an, und schließlich lenkte die Schulbehörde ein und benannte zehn schwarze Lehrerinnen und Lehrer, die eine »gute Haltung« zeigten und ihre Anliegen »nicht

zu aggressiv« vertreten: Sie durften jetzt an vorwiegend weißen Schulen unterrichten.⁹⁹

Die führenden weißen Lokalpolitiker erkannten, dass man selbst in Louisville nicht mehr länger darauf zählen konnte, dass schwarze Männer und Frauen sich weiterhin unterwürfig oder gleichgültig verhielten. Die Opfer der Sklaverei und der rassistischen Diskriminierung zeigten jetzt, nachdem sie das Gesetz auf ihrer Seite hatten, ein wachsendes Selbstbewusstsein. Die NAACP (National Association for the Advancement of Colored People) reichte 1955 bei 170 Schulbehörden in 17 Bundesstaaten Petitionen für die Aufhebung der Rassentrennung ein.¹⁰⁰ In einigen Gemeinden verhärtete sich der Widerstand der Weißen, und in den Beziehungen zwischen den ethnischen Gruppen kam es zu einem Bruch. Die offen rassistisch auftretenden weißen Citizens' Councils wurden populärer. Schwarze Männer und Frauen setzten im Ringen um Gleichberechtigung das Mittel des Boykotts als Waffe ein. Doch die Junior High und die High School, die Cassius Clay besuchte, hatten weiterhin ausschließlich schwarze Schülerinnen und Schüler, und sie sollten noch jahrzehntelang vorwiegend von Schwarzen besucht werden.

Die schwarze Bevölkerung von Louisville war auf diese im Jahr 1882 unter der Bezeichnung Central Colored High School gegründete Schule seit jeher stolz gewesen. Das Schulgebäude war zu Cassius' Zeit neu, es war 1952 gebaut und eingeweiht worden und hatte knapp vier Millionen Dollar gekostet.¹⁰¹ Neben den traditionellen Fächern wurden auch Kurse in chemischer Reinigung, Blechbearbeitung, Radiotechnik, Reparatur von elektrischen Geräten, Klempnern, Polstern, Kosmetik, Bewirtung, Großküchenbetrieb und Cafeteria-Management angeboten.

Doch Cassius Clay interessierte sich für nichts von alledem.

»Er war dumm wie Bohnenstroh«, sagte Marjorie Mimmes, eine seiner Mitschülerinnen, viele Jahre später.¹⁰² Mimmes war eine Klasse unter Cassius und ging kurze Zeit mit ihm aus.

»Er war nicht der Schlauste«, sagte sein Freund Owen Sitgraves.¹⁰³

»In der Schule saß ich neben dem mageren Burschen mit der Brille und schrieb seine Antworten ab«, berichtete Cassius später über seine Einstellung zur Schule und zum Lernen.¹⁰⁴

Im Januar 1957 unternahm er sich, jetzt als Schüler der DuValle Junior High School, dem »Standard California« IQ-Test und erzielte dabei ein unterdurchschnittliches Ergebnis von 83 Punkten. In seinem ersten Jahr an der Central High School fiel er in Englisch und amerikanischer Geschichte durch, in Biologie und Kunst bestand er mit Mühe.¹⁰⁵ Am 31. März 1958, noch vor Abschluss der 10. Klasse, verließ Clay die Schule. Doch im Herbst desselben Jahres meldete er sich wieder an. Die schlechten Noten mochten teilweise durch seine umfangreichen boxerischen Aktivitäten zu erklären sein. Cassius absolvierte 1957 mindestens zwölf Amateurrkämpfe. In jenem Jahr verlor er zwar drei Kämpfe, aber allen Leuten, die sich in Louisville mit der Boxszene auskannten und das aktuelle Geschehen verfolgten, war klar, dass der junge Mann großes Talent besaß.

Seine Rechtschreibung und Zeichensetzung waren zwar besser als die seiner Eltern, aber Cassius war ein langsamer Leser und ein unsicherer Schreiber. Das geschriebene Wort frustrierte ihn, und das sollte auch während des größten Teils seines Lebens so bleiben. Selbst die Lektüre eines einfach geschriebenen Artikels im Sportteil einer Tageszeitung bereitete ihm große Mühe, er brauchte dafür zwei- oder dreimal so lang wie ein durchschnittlicher Leser. Auch Mathematikaufgaben machten ihn konfus, ganz besonders, wenn sie Wörter *und* Buchstaben enthielten. Das Einzige, was ihm an der Schule zu gefallen schien, war das Publikum, das er dort hatte. Nach Aufmerksamkeit sehnte er sich mehr als nach allem anderen, und er verschaffte sie sich gleichermaßen mit einer nicht zu bändigenden Überschwänglichkeit wie auch mit dem Boxen.

»Das Boxen gab mir das Gefühl, nicht mehr ich selbst zu sein«, sagte er. »Die anderen Kinder zogen mich auf: ‚Er glaubt, er wird Boxer. Er wird nie was werden.‘ Aber ich habe Aufmerksamkeit und Publicity immer geliebt [...]. Die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, öffentliches Auftreten, das gefiel mir am besten. Und bald war ich der bekannteste Junge in der Schule.«¹⁰⁶

Einmal kam er morgens mit frisch aufgetragenem Lippenstift in die Central High und ließ die Mitschüler wissen, er sei ein Mädchen.¹⁰⁷ Einmal tat er so, als würde er den Kopf eines Freundes immer wieder gegen

einen Spind schlagen, bis die anderen Schüler auf dem Gang begriffen, dass diese Szene nur gespielt war und niemand dabei zu Schaden kam. Er trug sein Bargeld in einem kleinen Geldbeutel bei sich, wobei er die Scheine säuberlich zusammenfaltete, und das in einer Zeit, in der kein Junge, der seine fünf Sinne beisammen hatte, irgendeine Art von Portemonnaie benutzte.¹⁰⁸ Er bezeichnete sich selbst als hübsch, auch wenn Jungen dieses Wort sonst so gut wie nie in eigener Sache benutzten. Wenn er auf dem Schulweg einmal nicht mit dem Bus um die Wette lief, fuhr er mit seinem Motorroller, und wenn ihm bei der Ankunft vor der Schule Mädchen zusahen, nahm er die letzten Kurven dort in einem Tempo, das die Zuschauerinnen aufschreien und die Augen bedecken ließ, in Erwartung eines Unfalls, zu dem es niemals kam.

»Ich kenne niemanden, der Cassius Clay nicht mochte«, sagte sein Klassenkamerad Vic Bender.¹⁰⁹

Clays Aufmerksamkeit heischende Strategie mag ein Ausgleich für seine Defizite im Umgang mit dem geschriebenen Wort gewesen sein. Studien zeigen, dass das Lesenlernen die Funktionsweise des Gehirns verändert. Lesen lehrt uns, die Welt auszublenden, und in der Folge gehen uns bestimmte Fertigkeiten bei der Verarbeitung von optischen Eindrücken verloren. Das könnte der Grund dafür sein, warum manche Legastheniker über außergewöhnliche visuelle Fähigkeiten verfügen, die es ihnen ermöglichen, Formen, Gestalten und Bewegungen schneller und nuancierter zu verstehen als andere Menschen. Das könnte auch erklären, warum Cassius Clay die Gabe hatte, Schläge zu antizipieren und ihnen auszuweichen oder sie auszupendeln. Sein Verstand konnte sich nicht so gut auf Wörter oder Sätze einstellen, die in einer exakten Reihenfolge verarbeitet werden mussten, aber im nonverbalen Bereich zeigte er außergewöhnliche Qualitäten. Clay gelang es, Dinge sofort wahrzunehmen und Dinge zu entdecken, die merkwürdig anmuteten oder nicht am richtigen Ort zu sein schienen: eine hochgezogene Augenbraue, eine Veränderung in der Schulterhaltung, ein Muskelzucken – lauter potenzielle Hinweise, die ihm halfen, schnell und richtig zu reagieren, wenn er einem Boxer gegenüberstand. Wissenschaftler sind der Ansicht, dass Legasthenie unter Unternehmern und anderen Führungspersonlichkeiten

relativ häufig vorkommt¹¹⁰ – besonders unter Menschen, die über die Fähigkeit zu kreativem Denken verfügen, die sie von der breiten Masse abhebt und das große Ganze überblicken lässt.

Im Juli 1958, im Alter von 16 Jahren, begann Cassius seine Absicht kundzutun, dass er es mit dem unangenehmsten jungen Mann im gesamten West End aufnehmen wolle, der vielleicht sogar der unangenehmste Bursche in ganz Louisville war. Sein Name war Corky Baker. Cassius war inzwischen ein recht bekannter Amateurboxer, aber Baker war eine Legende, der stärkste, fieseste junge Mann weit und breit.¹¹¹ Es empfahl sich, seinen Namen nur zu flüstern – falls er zufällig in der Nähe war und gerade Streit suchte. Corky Baker trug Lederjacken und schnauzte die Leute an, sogar erwachsene Männer wechselten die Straßenseite, um ihm auszuweichen.

Cassius Clay konnte boxen, aber Corky Baker verstand sich aufs Kämpfen, und er war gut und gern zehn Kilo schwerer als Cassius.¹¹²

Der bevorstehende Kampf stieß in der Öffentlichkeit auf enormes Interesse. Das West End geriet in helle Aufregung. Die umlaufenden Gerüchte »wirbelten in unserer kleinen Stadt genauso viel Staub auf wie Jahre später ein großer Kampf zwischen Joe Frazier und mir – und in gewisser Weise war diese Sache für mich auch genauso wichtig«, sagte der Boxer Jahre später.

Als der Kampf begann, legte Baker los, als wollte er seinen Gegner umbringen, schlug wilde Schwinger und stürmte mit gesenktem Kopf auf seinen Kontrahenten los. Cassius setzte Baker mit langen linken Jabs zu und wich den Schlägen seines Gegners so lange aus, bis dieser müde wurde und mit einer blutigen Nase und einem blauen Auge deutlich gezeichnet war. Mitten in der zweiten Runde rief Baker: »Das ist nicht fair!«,¹¹³ stolperte aus dem Ring, holte seine Sachen aus der Umkleidekabine und verließ die Halle.

Nach den Aufzeichnungen Joe Martins stand Cassius Clay vom November 1954, dem Zeitpunkt seines Debüts, bis zum Sommer 1960, also im Alter von zwölf bis 18 Jahren, bei 106 Amateurrämpfen im Ring. Einige

Experten haben diese Zahlen infrage gestellt. Jahre später erklärte der Boxer selbst in seiner Autobiografie, er habe 167 Amateurrkämpfe ausgetragen.¹¹⁴ Die verlässlichste, in jüngerer Zeit angestellte Recherche ergab, dass der Boxer auf 82 Amateurrkämpfe kam (von denen acht verloren gingen), darunter 25 K.-o.-Siege, allerdings fehlen in dieser Statistik vermutlich einige Kämpfe.¹¹⁵

Ungeachtet der genauen Zahl der Kämpfe wird auf jeden Fall deutlich, dass Cassius Clay oft im Ring stand – im Schnitt etwa alle drei Wochen – und sehr viel häufiger gewann als verlor. Klar ist außerdem, dass er noch auf einige Kämpfe mehr gekommen wäre, hätte er nicht auf Anordnung eines Arztes, der bei einer Untersuchung verdächtige Herzgeräusche wahrgenommen hatte, vier Monate aussetzen müssen.¹¹⁶ Zusätzlich zu den regulären Kämpfen trug er im Rahmen seiner Vorbereitungen wöchentlich mindestens drei oder vier Sparringkämpfe aus.

Auch Rudy boxte, und die Brüder traten oft bei der gleichen Veranstaltung auf, kämpften dabei aber niemals gegeneinander. Vic Bender sagte: »Wir glaubten, ehrlich gesagt, dass Rudy mehr Potenzial hätte als Cassius. Er war ein bisschen stärker.«¹¹⁷ Cash und Odessa Clay waren bei fast allen Kämpfen ihrer Söhne dabei. An diesen Kampfenden drehte Cash regelmäßig auf, er wurde laut und schlug Löcher in die Luft, wenn seine Söhne ihre Gegner mit Linken und Rechten eindeckten, während Odessa stöhnte und sich die Augen zuhielt. Nach den Kämpfen gingen die Clays nach Hause und aßen Hackbraten oder große Schüsseln von Odessas selbstgemachtem Chili, zu dem es Spaghetti gab, und zum Nachtsch gönnte man sich noch größere Schüsseln Vanilleeis.¹¹⁸

Mit zunehmender Kampferfahrung entwickelte Cassius nach und nach einen eigenen Stil. Manche Boxer greifen gerne an und versuchen, große Treffer anzubringen, aber Cassius zog es vor, seinen Gegner im Uhrzeigersinn zu umkreisen, zuzuschlagen und sich wieder zurückzuziehen, und beim Ausweichen nahm er lieber den Kopf zurück, als sich zu bücken. Hüpfen, Auspendeln und Ducken funktionieren in der Nahdistanz nicht mehr. Aber Cassius lernte, dass er weniger Treffer abbekam, wenn er Abstand hielt, den Gegner ständig umkreiste und in Bewegung

blieb. Seine größte Begabung war vielleicht sein Augenmaß; er zeigte ein brillantes Geschick dafür, knapp außerhalb der Reichweite seines Gegners zu bleiben und ihm dann blitzschnell nahe genug zu kommen, um Schläge anbringen zu können, die wehtaten. Er glaubte, »so etwas wie ein Radargerät zu besitzen«, wie er später erklärte: »Ich weiß, wie weit ich zurückgehen kann, wann ich mich ducken und wann ich meinen Mann festnageln muss. Ich lerne die Kunst, den Gegner zu ermüden. Ich bringe meinen Kopf in Reichweite seiner Fäuste, bringe meinen Gegner zum Zuschlagen und beuge mich dann zurück. Dabei halte ich die Augen weit offen, damit ich alles sehe, ich mache einen Sidestep, weiche nach rechts und dann nach links aus, halte ihn mir mit linken Geraden vom Leib und bringe meinen Kopf wieder in seine Reichweite. Es kostet eine Menge Kraft, immer wieder ins Leere zu schlagen. Wenn die besten Kombinationen nur dünne Luft treffen, dann geht das schon an die Nerven.«¹¹⁹

Ein solcher Kampfstil war nicht ungefährlich. Boxern wird beigebracht, die Hände oben und in Kopfnähe zu behalten, um Schläge abblocken zu können, aber Cassius ließ die Fäuste unten, lockte seine Gegner, auf Kopftreffer auszugehen, und vertraute darauf, dass ihn seine Reflexe rechtzeitig ausweichen ließen. Indem er selbst Abstand zum Gegner hielt, verzichtete er nahezu ganz darauf, Körpertreffer anzubringen. Er suchte nur selten die Nahdistanz, um die Rippen des Kontrahenten zu treffen. Und nahezu nie legte er die volle Wucht des eigenen Körpers in einen Schlag. Sein Kampfstil glich eher einem Kampfflugzeug als einem Panzer, er setzte auf Geschwindigkeit, Beweglichkeit und genaues Zielen.

Doch selbst Cassius Clay – obwohl er außergewöhnlich flink war und möglicherweise weniger Treffer einstecken musste als die meisten jungen Boxer – war nicht schnell genug, um allen harten Schlägen auszuweichen, die ihm galten. Am 4. Februar 1955, nur drei Monate nach seinem ersten Amateurlkampf und drei Wochen nach seinem 13. Geburtstag, verlor Cassius gegen einen jungen Boxer namens James Davis. Im Sommer desselben Jahres besiegte er John Hampton, verlor aber in der darauffolgenden Woche gegen ihn. Der 15-jährige Cassius besiegte am 30. August

1957 einen 17 Jahre alten, ebenfalls aus Louisville stammenden Boxer namens Jimmy Ellis (der später dann für kurze Zeit den Schwergewichtstitel der World Boxing Association innehaben sollte). Acht Tage später verlor Clay in der ersten Runde gegen einen Boxer namens Terry Hodge, der ihm einen Cut über dem Auge beigebracht hatte. Und einen Monat später stand Cassius erneut Jimmy Ellis gegenüber und verlor diesmal knapp nach Punkten.

»Ich habe angefangen zu boxen, weil ich glaubte, dass es in diesem Land für einen Schwarzen der schnellste Weg war, es zu etwas zu bringen«, sagte er einmal. »Ich war in der Schule nicht besonders hell und schnell und konnte nicht Football- oder Basketballspieler werden, wenn man dafür ans College gehen und alle möglichen Abschlüsse und Prüfungen machen muss. Ein Boxer braucht einfach nur in die Turnhalle zu gehen, herumzuspringen, Profi zu werden, einen Kampf zu gewinnen, Pause zu machen, und schon ist er im Ring. Wenn er gut genug ist, verdient er mehr Geld als ein Ballspieler in seinem ganzen Leben.«¹²⁰

Joe Martin und seine Frau Christine chauffierten ihr Team von jungen Boxern zu Turnieren in Chicago, Indianapolis und Toledo. »Damals konnten die Jungen nicht ins Restaurant gehen, also nahm ich sie auch nie mit hinein«, sagte Christine einmal zu einem Reporter aus Louisville. »Ich ging allein und holte ihnen, was sie haben wollten, so und so viele Hamburger pro Junge, und brachte es zum Auto. Cassius war ein sehr umgänglicher Junge. Sehr gut zu haben. Sehr höflich.«¹²¹

Cassius war nicht einfach nur höflich; in kleinen Gruppen war er ausgesprochen schüchtern, vor allem in Gegenwart von Mädchen. Aber beim Boxen war er sich seiner Sache sehr sicher. Er spürte schon früh, dass Selbstvertrauen eine Waffe sein konnte; es konnte ihn größer und härter wirken lassen, als er in Wirklichkeit war, und manchmal brachte es seine Gegner aus der Fassung. Bei einem Turnier in Louisville, er war damals erst zwölf Jahre alt, ging er in die Umkleidekabine des Gästeteams und nahm sich einen Boxer namens George King vor, der 21 Jahre alt und verheiratet war und bereits ein Kind hatte. »Ich bin größer als du«, tönte Cassius. »Glaubst du, du könntest mich schlagen?« Er schlug zweimal kurz in die Luft. »Glaubst du, du könntest diesen Jab abblocken?«¹²²

Er fing an, mit kleinen Gedichten aufzutrumpfen, die später zu seinen Markenzeichen werden sollten. Das Folgende sagte er einem Reporter des *Louisville Courier-Journal* auf:

This guy must be done.

I'll stop him in one.

Im Februar 1957, Cassius war inzwischen 15 Jahre alt, kam der bekannte Halbschwergewichtler Willie Pastrano aus Miami zu einem Kampf gegen John Holman, der in den State Fairgrounds stattfinden sollte, nach Louisville. Eines Abends, Pastrano war gerade in seinem Hotelzimmer, rief Cassius von der Eingangshalle aus dort an. Pastranos Trainer Angelo Dundee nahm den Hörer ab.

»Hallo«, meldete sich ein junger Mann. »Mein Name ist Cassius Marcellus Clay. Ich bin der Golden-Gloves-Champion von Louisville. [...] Ich werde Olympiasieger werden, und danach werde ich noch Weltmeister werden. Ich würde Sie gerne kennenlernen.«¹²³

Im Fernsehen lief gerade nicht Sehenswertes, also forderten Dundee und Pastrano Cassius auf vorbeizukommen. Dieser fragte, ob er auch seinen Bruder mitbringen könne.

Cassius und Rudy verbrachten vier Stunden in der Gesellschaft von Pastrano und Dundee, und Cassius stellte ihnen Fragen zum Boxtraining und zur Boxtechnik. Später bat er noch darum, mit Pastrano im Ring trainieren zu dürfen, und Pastrano und Dundee waren einverstanden. Pastrano, der in New Orleans lebte, war bereits seit mehr als fünf Jahren im Profgeschäft und sollte sich einige Jahre später den Weltmeistertitel im Halbschwergewicht holen. Aber die Entscheidung, mit dem Teenager Cassius Clay in den Ring zu steigen, sollte er bereuen.

»Er traf mich immer wieder, und es gefiel mir nicht, dass ein Amateur mich schlecht aussehen ließ«, erzählte Pastrano. »Von außerhalb des Rings sieht er gar nicht so gut aus, aber wenn er dann vor einem steht, dann schlägt er diese langen Jabs. Die kommen so mühelos und so schnell.«

Ein Jahr später, am 25. Februar 1958, war Cassius Clay in Chicago, wo der bis dahin größte Kampf seines Lebens anstand, das Golden Gloves Champions-Turnier. Mehr als 250 Boxer der Spitzenklasse aus 20 Bundesstaaten traten in einem zehn Tage dauernden Turnier gegeneinander an. Die Kämpfe fanden im Chicago Stadium statt, in der ehemals größten Veranstaltungshalle der Welt. Cassius hatte schon in Louisville vor einem großen Publikum gekämpft. Seine Kämpfe waren im Fernsehen übertragen worden. Aber eine Veranstaltung dieser Art hatte er noch nie erlebt. Für einen Boxer gibt es nichts Größeres, als einen wichtigen Kampf in einer riesigen, von Zigarren- und Zigarettenrauch erfüllten Halle – die Rufe aus dem Publikum, das Aufstöhnen, die Stimmen, die nach dem heiligen Blut verlangen.

Der 16-jährige Cassius gewann seinen ersten Kampf und bekam es in der nächsten Runde mit Francis Turley zu tun, einem Rancher aus einem Ort namens Roundup in Montana. Turley war nur 1,73 Meter groß, aber er war stark.¹²⁴ In seinem ersten Kampf bei diesem Turnier hatte er seinem Gegner in der ersten Runde mit einem linken Jab die Nase blutig geschlagen, bevor er ihn dann in der dritten Runde durch die Seile und aus dem Ring beförderte.¹²⁵ Turley und Cassius lieferten sich eine ziemlich ausgeglichene erste Runde, aber in der zweiten Runde fiel Turley auf, dass Cassius auf Distanz blieb und dann, bevor er in die Offensive ging, um einen Schlag anzubringen, sein ganzes Gewicht auf das rechte Bein verlagerte.¹²⁶ Turley erwischte den richtigen Augenblick, schloss rasch die Lücke und deckte den Gegner mit einer wilden Schlagserie ein, die die Menge zum Toben brachte und Cassius zu Boden taumeln ließ.

Doch Cassius stand wieder auf, ignorierte das Geschrei des Publikums und – so sehr sein Kopf auch brummen mochte – schickte Turley seinerseits mit einer Rechten zu Boden. Dies war eine der ersten Gelegenheiten, bei denen er zeigte, dass er Nehmerqualitäten hatte, die ihn auch schwere Treffer wegstecken und weiterkämpfen ließen. In der letzten Runde umtanzte Cassius seinen Gegner, mied jeden Schlagabtausch mit Turley, und die Punktrichter sprachen den Sieg dem jungen Boxer aus Louisville zu.

Cassius fehlte jetzt auf dem Weg zum Titelkampf im Halbschwergewicht nur noch ein Sieg. Aber im Halbfinale wartete ein weiterer starker Gegner auf ihn: Kent Green war nicht nur zweieinhalb Jahre älter, sondern auch vier Kilo schwerer als Cassius.

Am Abend vor dem Kampf gegen Green verließen Cassius und ein anderer Boxer aus Louisville das St. Clair Hotel, nahmen an der Michigan Avenue ein Taxi und sagten dem Fahrer, sie wollten »dorthin, wo es Mädchen gibt«. Der Fahrer brachte sie zur South Side und ließ sie bei der Kreuzung von 47. Straße und Calumet Avenue aussteigen, wo die beiden jungen Burschen wenig später von zwei Frauen angesprochen wurden, einer Schwarzen und einer Weißen, die ihnen sagten, sie seien jeweils für »sieben plus zwei« zu haben – sieben Dollar für den Sex und zwei Dollar für das Zimmer. Cassius entschied sich für die Schwarze, die seinen unerfahrenen Augen zufolge »etwa um die dreißig« sein mochte. Die beiden Frauen brachten ihre jugendlichen Freier zu einem nahegelegenen Haus und führten sie »drei Treppen hoch über wackelige Holzstufen und vorbei an beschmierten Wänden«. ¹²⁷

»Willst du eine Reise rund um die Welt?«, fragte die Prostituierte Cassius, als sie ihn »aufs Bett zog«.

»Eine Reise rund um die Welt? Was ist das?«

»Nun, ein bisschen von allem.«

Im weiteren Bericht heißt es dann: »Sie nahm mich mit beiden Händen und zog mich an sich. ›Stoß nur einfach zu«, sagte sie. Die Panik wich von mir, und plötzlich fühlte ich mich ganz als Mann. Ganz in der Position eines Mannes. ›Nur einfach auf und ab«, sagte sie. Also wippte ich auf und ab, auf und ab, bis sie schließlich fragte: ›Bist du noch nicht fertig? Beeil dich. Bist du denn nicht fertig?‹ Aber ich wippte weiter, auf und ab. Sie fragte: ›Bist du da? Hast du den Höhepunkt erreicht?‹ Ich wusste gar nicht, was sie meinte. ›Spürst du denn nicht so ein kitzelndes Gefühl? Gar nichts?‹ ›Nein«, sagte ich. Was sollte ich auch sonst sagen? Sie schob mich beiseite. Ich stand sofort auf und begann mich anzuziehen. Sie ging hinüber und schaltete das Licht ein.

Ich schrie: ›Halt, halt!‹ Dann schaltete ich das Licht wieder aus.

›Was ist denn los?«, brüllte sie.

›Ich bin noch nicht angezogen«, erklärte ich. Ich konnte sie nicht einmal ansehen.«¹²⁸

Am nächsten Tag im Chicago Stadium setzte Cassius den Jab ein, seinen wirkungsvollsten Schlag, um Kent Greens Angriffe zu stoppen. Die Jabs landeten auch im Ziel, es waren harte Treffer, aber sie reichten nicht. Green steckte die Schläge weg und marschierte weiter, er suchte die Nahdistanz, rückte Cassius auf den Leib und machte diesen Kampf zu einer Prügelei, bei der der größere und kräftigere Mann im Vorteil war. In der zweiten Runde verzichtete Cassius völlig auf die Jabs und verlegte sich auf Haken und Uppercuts. Die beiden standen Fuß an Fuß und versetzten sich einen wuchtigen Schlag nach dem anderen. Cassius ermüdete schon bald, während Green weiterhin wuchtige Schläge austeilte, mit denen er auch durchkam. Schließlich beendete der Ringrichter den Kampf und erklärte Green zum Sieger durch technischen K. o.

Nach dem Kampf weinte Clay in der Umkleidekabine.

Cassius kehrte im darauffolgenden Jahr nach Chicago zurück, um beim Golden-Gloves-Städteturnier anzutreten. Mit 17 Jahren war er immer noch gertenschlank – Ellenbogen und Knie traten deutlich hervor, er war flachbrüstig und hatte einen Waschbrettbauch –, aber inzwischen 1,82 Meter groß und wog mehr als 77 Kilo.

Cassius trat für das Team von Chicago an, dem Boxer aus 20 Bundesstaaten angehörten, und kämpfte sich bis ins Finale im Halbschwergewicht durch. Dort war sein Gegner der 29-jährige Tom Madigan, der beste Halbschwergewichtler des New Yorker Teams, der bei den Olympischen Spielen von 1952 und 1956 noch für Australien angetreten war, bevor er schließlich nach New York zog. Der erfahrene Madigan war bei diesem Kampf der haushohe Favorit.

Auch im Halbschwergewicht, das ein Höchstgewicht von 80 Kilo vorsah, waren die meisten Boxer harte Puncher. Madigan entsprach mit Sicherheit diesem Bild. Er hatte eine starke Rechte und kämpfte oft wie ein Kneipenschläger, attackierte mit gesenktem Kopf und langte

unentwegt zu, bis jemand zu Boden ging. Meist war das sein Gegenüber. Madigans Bilanz lautete auf 94 Siege bei 99 Kämpfen.

Ab dem Gong zur ersten Runde wurde allerdings deutlich, dass dies für Madigan kein Routinegefecht werden würde, und es war auch nicht jene Art von Kampf, die Boxfans, ob sie nur vor dem Schwarz-Weiß-Fernseher oder in irgendeiner verrauchten Halle saßen, in den obersten Gewichtsklassen der großen, schweren Männer üblicherweise zu sehen bekamen. Clay schlug seine Jabs und irrlichterte dabei so flink durch den Ring, dass Madigan, der bei der Reichweite im Nachteil war, ihn überhaupt nicht zu fassen bekam. Wenn Madigan die Nahdistanz suchte, setzte ihm Clay eine Linke an den Kopf und tanzte davon. Nach drei oder vier Jabs mit der Linken, die Madigan immer noch auf dem Vormarsch sahen, schlug Cassius eine harte Rechte, die den Vorwärtsdrang des Veteranen stoppte. Schon bald waren Madigans Augenlider angeschwollen, und sein Gesicht war gerötet.

Als die Kräfte des Gegners nachließen, als er langsamer wurde und den Schmerz abzuschütteln versuchte, reduzierte Cassius die Beinarbeit und schlug mehr harte Rechte. Noch vor einem Jahr hatte ihm die Kraft gefehlt, mit der er sich Kent Green hätte vom Leibe halten können, aber inzwischen war Cassius stärker.

Er gewann schließlich überzeugend nach Punkten.

In den Fünfzigerjahren verlor der Boxsport deutlich an Beliebtheit. Die wirtschaftliche Lage in den Vereinigten Staaten verbesserte sich, und jungen Männern boten sich bessere Beschäftigungsmöglichkeiten. Millionen von Kriegsveteranen hatten sich an den Universitäten eingeschrieben oder besuchten Berufsbildungskurse. Die Stadtbewohner zogen aus den Innenstädten in die Vororte, in der Folge schlossen Boxklubs ihre Tore, die Zahl der öffentlichen Kämpfe ging zurück. Schwarze und Latinos traten an die Stelle der Faustkämpfer irischer, jüdischer und italienischer Herkunft. Die Zahl der Berufsboxer in den Vereinigten Staaten ging um 50 Prozent zurück.¹²⁹ Ohne das Fernsehen wäre der Niedergang der Sportart wohl noch viel dramatischer verlaufen.

Cassius Clays Duell mit Madigan war der aufregendste von allen Box-

kämpfen, die am 25. März 1959 im Fernsehen übertragen wurden. Fans, die damit gerechnet hatten, dass der jüngere und leichtere Boxer eine Tracht Prügel beziehen würde, bekamen stattdessen die Zukunft des Boxens zu sehen. Am darauffolgenden Tag druckten Hunderte von Zeitungen im ganzen Land einen Bericht der Nachrichtenagentur Associated Press ab. Der Welt wurde allmählich auf ihn aufmerksam – was Cassius ja schon immer vorhergesagt hatte.

5

Der Prophet

Vor den Kämpfen, wenn andere Boxer sich üblicherweise ihre Energie aufsparten, sich konzentrierten, allerletzte Ratschläge ihrer Trainer anhörten, beteten oder sich erbrachen, war Cassius Clay auf den Beinen, übte Schattenboxen, erzählte Witze, gab Prahlereien von sich und betrachtete sein Spiegelbild,¹³⁰ als wäre jede Art des Nichtstuns der einzige Herausforderer, vor dem er sich fürchtete. Erst Jahre später räumte er gegenüber Freunden ein, dass er vor jedem seiner Kämpfe Angst gehabt habe.¹³¹ Aber er verbarg sie wunderbar. Und sobald der erste Gong ertönte, verschwanden jedwede Ängste.

Vor seinem landesweit im Fernsehen gesendeten Kampf gegen Tony Madigan war Clay nicht imstande still zu sitzen und steckte auch die anderen Kämpfer mit seiner nervösen Energie an. Er war in Chicago, fast 500 Kilometer von seiner Heimatstadt entfernt. Er wollte etwas *tun*.

»Wir haben zusammen trainiert«, berichtete Wilbert »Skeeter« McClure, damals ein junger Boxer aus Toledo, »und ich weiß noch, wie Cassius alle in der Mannschaft genervt hat. Er sagte: ›Mann, überall sind diese hübschen Mädels auf der Straße, da laufen diese ganzen hübschen Mädchen herum. Wir müssten uns mal mit ein paar von den Mädels verabreden.« Die erwachsenen Betreuer der jungen Boxer ließen sich

schließlich erweichen und organisierten einer Ausflug zur Marshall High School in Chicagos West Side.

»Wir haben hübsche Mädchen als Hostessen bekommen«, erzählte McClure. »Dann sind wir zum Mittagessen in die Cafeteria gegangen, die war voll mit noch mehr schönen Mädchen. Überall saßen schöne Mädchen. Und der Typ, der so herumgestresst hatte, der saß einfach nur da und starrte die ganze Zeit in sein Essen auf dem Tablett. Er sagte nicht ein Wort.«¹³²

Einige der jungen Männer, die Clay bei diesen Boxturnieren kennenlernten, fanden ihn unglaublich lustig; sie empfanden seine Prahlerien als bloßes Theater und nahmen keinen Anstoß daran. Andere wiederum stieß er mit seiner Ichbezogenheit ab. Keiner dieser ehemaligen Nachwuchsboxer erinnerte sich an irgendwelche Gespräche über Politik, über das Weltgeschehen, Rassismus oder Kultur. Clay wollte boxen. Er wollte ein großer Boxer werden. Er wollte berühmt und wohlhabend sein. Er wollte sich amüsieren. Mehr war da nicht.

Clay sollte innerhalb von drei Jahren dreimal nach Chicago reisen, erstmals im Jahr 1958. Mehr als jede andere Stadt bot ihm Chicago nicht nur erste Erfahrungen mit dem Erwachsenwerden und dem Großstadtleben, sondern zeigte ihm auch eine ihm bisher unbekannte Vielschichtigkeit in Bezug auf seine Hautfarbe. Chicago war nicht das Gelobte Land. Die Löhne und die Lebensbedingungen für schwarze Familien entsprachen längst nicht denen der weißen Familien. Schwarze waren in zahlreichen Berufen, Gewerkschaften, Klubs und Wohnvierteln nach wie vor nicht willkommen. Der Soziologe Gunnar Myrdal schrieb 1944 über den Norden des Landes: »Nahezu alle Menschen sind im Allgemeinen gegen die Diskriminierung, aber zugleich praktizieren sie sie fast alle im eigenen Privatleben.«¹³³ Chicago verschaffte Clay seine erste sexuelle Erfahrung und seine erste landesweite Medienpräsenz. Chicago zeigte ihm, dass sein Selbstvertrauen im Boxring gerechtfertigt war, dass er es tatsächlich mit den besten Boxern des Landes aufnehmen konnte. Die Stadt bot ihm, obwohl selbst hier noch die strikte Rassentrennung praktiziert wurde, ein größeres Gefühl der Freiheit, als Louisville je zu bieten gehabt hatte. Clay war hier nicht einfach nur weg von seinen Eltern; er

